



Walter M. Diggelmann Hexenprozeß

Die Teufelsaustreiber von Ringwil

Bentellireport





2 anti-deutsche Exponate, aufgenommen kurz nach dieser Lektüre...

(mit Erlaubnis der Sammlung Ulis Bückerecke.ch, Zürich & Bigöttingen)

© 1969, Benteli Verlag Bern
Typographie, Satz und Druck: Benteli AG, CH 3018 Bem
Printed in Switzerland

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Die «Heilige Mutter» sagte...

Während die Christenheit den 1968. Geburtstag des Erlösers dieser schändlichen Welt mit viel Pomp und Heuchelei feierte, näherte sich die Raumkapsel Apollo 8 dem Mond, und die versammelte Christenheit lauschte nicht der Weihnachtsbotschaft, sondern der Botschaft der drei Weltraumfahrer:

Von Gott berichteten sie nicht, auch Engel sahen sie keine, und den Teufel konnten sie auch nirgends bemerken.

Während die Christenheit angeblich der Vernunft den Vorrang geben will und mit tiefen Zweifeln das alte Gottesbild betrachtet, las ein Teil dieser Christenheit mit Genuss und mit Abscheu, mit Lustgewinn und mit Empörung die Berichte der Journalisten über den angeblich «letzten Hexenprozess», der im Januar und Februar 1969 im Schwurgerichtssaal in Zürich stattfand.

Während im Jahre 1966 die Raumkapsel Gemini 6 die Erde sechsmal umkreiste und sich die Gemini 9 nur drei Monate später 72 Stunden im Weltraum bewegte, brachten die «Heiligen Eltern» des «Heiligen Werkes» mit vier «Gläubigen» die siebzehnjährige Bernadette Hasler durch Stockschläge zu Tode, obwohl sie alle, wie sie vor den Geschworenen sagten, nicht das Mädchen, sondern nur den Satan hatten treffen wollen. Die «Heilige Mutter» erklärte:

«Das sündhafte Mädchen hat weder mit Weinen noch mit Schreien auf die Prügel reagiert, weil es die Prügel nicht gespürt hat, weil die Prügel den Teufel getroffen haben.» Und der «Heilige Vater» führte aus:

«Der Teufel ist eine rein geistige Macht. Aber er kann von jeder irdischen Kreatur Besitz ergreifen. Bei Bernadette Hasler hat jedoch der Teufel nicht von sich aus Besitz ergriffen. Bernadette hat vielmehr den Teufel herbeigerufen, aus eigenem, freiem Willen, hat sich also mit ihm als freier Mensch in böser Absicht verbunden.»

Der Ankläger aber sprach ...

Keine Autoritätselemente verunzieren (oder schmücken) den Zürcher Schwurgerichtssaal. Die Berufsrichter und der Vorsitzende tragen keine furchteinflössenden Roben, sie tragen nur Dunkel. Und sie ziehen nicht ein in den Saal wie von Gott gesandt, sie sitzen lange schon vor dem Beginn der Verhandlung an ihren Plätzen, plaudern, diskutieren ernsthaft oder ordnen nochmals ihre Akten. Von der einen Seite werden dann die Angeklagten hereingeführt, durch eine zweite Türe erscheinen die Geschworenen, und durch eine dritte Türe gelangt das Publikum in den Saal. So war es auch am 9. Januar 1969: Der Vorsitzende, ein durch das Parlament auf sechs Jahre gewählter Oberrichter, eröffnete die Sitzung, indem er einfach zu sprechen begann. Im Saal wurde es still, die Angeklagten Magdalena Kohler, Josef Stocker, die Gebrüder Hans, Heinrich und Paul Barmettler und Emil Bettio erhoben sich. Der Vorsitzende las klar und deutlich, was der Ankläger den Angeklagten vorwirft:

«Nachdem die hilflose und verängstigte und wimmernde Geschädigte während einer Stunde von den Angeklagten der Reihe nach mit Spazierstöcken, Plastikrohr und Reitpeitsche und mit verschiedenen Unterbrüchen von jeweils zirka fünf Minuten zwischen den einzelnen Schlagserien ungefähr hundert brutale, teils gezielte und teils wahllos erfolgte Schläge auf ihren Körper, hauptsächlich auf das Gesäss, erhalten hatte, ohne sich dagegen in ihrer hochgradigen Apathie zur Wehr zu setzen oder um Hilfe zu rufen, fand die Misshandlung ein Ende, weil sich im Zimmer ein übler Geruch verbreitete.

Die schwer Misshandelte hatte als Folge ihres Schmerzes und der erlittenen Qual Stuhlgang von sich gelassen. Als ein Brocken davon auf das Bett fiel, forderte der Angeklagte Barmettler sie auf, diesen in den Mund zu nehmen („Da, friss das Zeug!“), was sie tat, dabei jedoch Brechreiz bekam. Auf Geheiss dieses

Angeklagten musste sich die Geschädigte daraufhin auf allen vieren ins Badezimmer im oberen Stockwerk begeben, da ‚ein solch trauriges Geschöpf nicht schon wieder den Kopf hoch zu tragen brauche‘.

Nachdem sie dort in ihrem bedenklichen Zustande von der Angeklagten Magdalena Kohler (der ‚Heiligen Mutter‘) in die Badewanne gestossen und wegen der mit Kot verschmierten Kleider abgeduscht worden war, musste Bernadette Hasler auf deren Weisung hin noch die Kleider in dem vor dem Chalet vorbeifliessenden Bach auswaschen, wozu ihr der Angeklagte Hans Barmettler mit einer Taschenlampe leuchtete. Hernach begab sie sich, nachdem sie noch etwas Kaffee getrunken hatte, ins Bett, wo sie am Sonntagmorgen zwischen neun und zehn Uhr vom ‚Vater des Heiligen Werkes‘, dem Angeklagten Josef Stocker, tot aufgefunden wurde...»

Gottes Wege sind unerforschlich

Magdalena Kohler, die «Mutter des Heiligen Werkes», befragt, ob so heftige Schläge, die das junge Mädchen vom Leben zum Tod gebracht hatten, wohl auch von Gott befohlen gewesen seien, fragte gekränkt zurück, wie man denn einem Menschen, der sich mit dem Teufel verbunden habe, anders begegnen wolle. «Ich habe mich noch nie in einem Menschen getäuscht. Und darum gewiss auch in Bernadette nicht. Das Mädchen hat mir und Josef Stocker den Tod gewünscht. Das Mädchen hat zugegeben, dass es sich mit dem Satan verbündet hatte. Das Mädchen hat zugegeben, dass es nach unserem Tod die Macht über das Heilige Werk übernehmen werde. Mit Hilfe des Teufels...» Und ferner sagte sie:

«Vor Gott trifft mich keine Schuld am Tode Bernadettes.» Und dann meinte sie auch – sich an die Geschworenen richtend –, die vier Mitangeklagten seien ja vernünftige, erwachsene Männer gewesen, und da habe sie nicht annehmen können, dass sie sich zu einer so übertriebenen Prügelei würden hinreissen lassen.

«Und wenn nun gar jemand behaupten will, ich selber hätte am Schlagen Freude gehabt, so ist dies eine infame Gemeinheit, und Gott wird alle, die solches behaupten, bestrafen.»

«Warum», fragte der Staatsanwalt, «haben Sie denn dieser Schlägerei nicht rechtzeitig Einhalt geboten?»

«Mein Verhalten», antwortete die Angeklagte, «muss dem Willen Gottes entsprochen haben. Ich handle ja immer nur aus der Übernatur heraus. Das steht zur Genüge in den Heilandsbotschaften (von diesen wird noch ausführlich die Rede sein, d. V.). Warum aber Gott den Tod des Mädchens zugelassen hat, weiss ich auch nicht. Es ist Gottes Geheimnis, weshalb er dem Heiligen Werk diese schwere Prüfung auferlegt hat. Dass durch das Schlagen ein weltliches Gesetz verletzt würde, ist mir nicht in den Sinn gekommen.»

Und als ihr vorgehalten wurde, die Behandlung, die man dem Opfer habe angedeihen lassen, sei ja sicher nicht nur rein menschlich, rein weltlich ein grosses Unrecht gewesen, sagte sie: «Solche Überlegungen sind doch einem Geschöpf gegenüber, das sich mit dem Teufel verbündet hat, wirklich nicht angebracht. Ich weiss jetzt allerdings, dass das weltliche Gericht mich verurteilen wird, aber nachher wird dann das Gericht Gottes der Welt zur Strafe jene Katastrophen schicken, die er schon lange angekündigt, aber noch zurückgehalten hat, damit wir das Werk der Seelenrettung noch vorher vollenden können...»

Doch da nun böswillige Menschen ihnen dies durch Verleumdungen verunmöglicht hätten, werde Gott jetzt mit dem Gericht nicht mehr zögern.

«Zwischen dem Hass, den die Männer der Kirche seit dem Jahre 1957 gegen uns hegen, und dem Sterben Bernadettes bestehen geheimnisvolle Zusammenhänge», sagte sie auch, «mit dem Tod des Mädchens haben unsere Feinde vorläufig das erreicht, was sie wollten. Aber nicht diese werden das letzte Wort haben, sondern Gott allein. Und ich, ich bin immer nur das Werkzeug Gottes gewesen!»

Auch der zweite Hauptangeklagte, der exkommunizierte Pater Josef Stocker, schwer zuckerkrank heute, man hat ihm bereits ein Bein amputieren müssen, nur mühsam kann er sich bewegen, auch er sagte immer wieder:

«Vor Gott fühle ich mich nicht schuldig am Tode Bernadettes.» Hingegen, fügte er hinzu, sei er stets davon überzeugt gewesen, dass man ohne energische Züchtigungen des Kindes nichts mehr hätte erreichen können.

«Aber ich habe niemals damit gerechnet, dass solche Schläge, wie das Mädchen sie bekommen hat, den Tod eines Menschen verursachen könnten. Trotzdem mache ich mir heute Vorwürfe. Weil ich mir nicht besser und genauer überlegt habe, welche Züchtigungen richtig und verantwortbar gewesen wären. Vielleicht, hätte ich nachgedacht, wäre es mir auch in den Sinn gekommen, dass es grundsätzlich verboten ist, jemand körperlich irgendwie zu verletzen...»

Aber der Expater hielt es auch vor seinen weltlichen Richtern nicht für ausgeschlossen, dass er sich trotz allen Nachdenkens dennoch für diese Art von Züchtigung entschlossen haben könnte. Denn:

«Vielleicht hätte ich mir gesagt, Gott verlange es dennoch von mir.»

Und immer wieder sagte er, er habe inzwischen, vor allem während der langen Untersuchungshaft, viel darüber nachstudiert, warum Gott das alles zugelassen habe.

«Aber», sagte er, «Gott ist mir gegenüber schliesslich keine Rechenschaft schuldig. Gott allein weiss, warum er dem Heiligen Werk dieses Kreuz geschickt hat.»

Die vier Männer aber, die Bernadette durch ihre Schläge vom Leben zum Tod gebracht hatten, beriefen sich vor Gericht nicht unmittelbar auf Gott. Zwischen ihnen und Gott haben stets die «Heiligen Eltern» gestanden. Das «Seiber-Denken», sagten alle, sei eben gegenüber Magdalena Kohler niemals in Frage gekommen. Das «Heilige Werk» habe auf dem unbedingten Gehorsam beruht, weil man im Glauben gelebt habe, dass es von einem Wesen gelenkt sei, durch das Gott selbst spreche.

Und doch verstanden sie jetzt, 1969, nicht mehr, warum Gott gerade durch die «Heilige Mutter» etwas derart Schreckliches habe geschehen lassen können: Der eine sagte, er habe seine Schläge im Namen des Erzengels Michael ausgeteilt.

«Weil es doch heisst in der Schrift, der Erzengel hat den Teufel besiegt.»

Und der zweite sagte:

«Bei jedem Schlag auf das Mädchen habe ich gesagt, ‚Weiche du Satan!‘ Ich habe im Namen Gottes geschlagen.»

Und der dritte Schläger:

«Ich war von Anfang bis Ende dabei. Jetzt wäre ich am liebsten tot. Ich habe ebenfalls mit den abgebrochenen Stockteilen drei Serien zu etwa zehn Schlägen gegeben. Ich habe die Namen Jesu, Maria und Josef ausgesprochen.»

Der vierte erklärte:

«Ich habe mich nicht in der Rolle eines Henkers gefühlt. Wir wollten überhaupt nicht Bernadette strafen, sondern ihr einzig und allein den Teufel austreiben. Es kam mir nie der Gedanke, etwas Böses zu tun. Ich befand mich in einer Art von Rauschzustand.»

Der Tatbestand

Die Hauptangeklagten Magdalena Kohler und Josef Stocker besaßen zur Zeit der Tat ein Chalet in Ringwil. In Singen (Deutschland) befand sich das eigentliche Heim des «Heiligen Werkes». Von Zeit zu Zeit befahlen die «Heiligen Eltern» besonders «schwererziehbare» Zöglinge, die im Singener Heim wohnten und die Schulen in Singen besuchten, zu sich nach Ringwil. Der «schwersterziehbare» Zögling des Singener Heims war Bernadette Hasler. Bernadette hatte sich – nach eigenem Zeugnis – mit dem Teufel eingelassen. Das eigene Zeugnis: Bernadettes Tagebücher, die sie auf Geheiss und Befehl der «Heiligen Mutter» schreiben musste. Bernadette schrieb unter anderem, sie sei der verruchteste Mensch, der überhaupt ab dem zweiten Lebensjahr nur das Böse gemacht habe, alle Menschen hasse, die «Heiligen Eltern» eingeschlossen, deren Tod sie herbeisehne, damit sie mit dem Teufel zusammen die Leitung des «Heiligen Werkes» übernehmen könne.

Bernadette schilderte ausschweifend von ihrem Bündnis mit Luzifer. Dieser habe während ihrer Erstkommunion im stacheligen schwarzen Pelz in der Kirche neben ihr gekniet. Bernadette schrieb: «Ich werde später Luzifer heiraten, daneben noch zehn weitere Männer haben, mit jedem je einen Knaben und ein Mädchen zeugen, und diese Kinder werden sich gegenseitig heiraten und somit ein neues Geschlecht gründen...»

Am Nachmittag des 14. Mai 1966 kamen die Brüder Barmettler nach Ringwil, um im Garten zu arbeiten. Als erster traf Hans Barmettler ein. Er ass mit Magdalena Kohler und Josef Stocker sehr spät zu Mittag. Die Verspätung hatte Bernadette verschuldet. Sie hatte die ihr zugewiesene Arbeit in der Küche teils gar nicht und teils nur sehr oberflächlich verrichtet. Schliesslich hatte sie das Essen anbrennen lassen.

Während des Essens, an dem Bernadette nicht teilnahm, klagten die «Heiligen Eltern» ausschliesslich über das Mädchen. Immer

wieder war vom Tagebuch die Rede, von Bernadettes Bund mit Luzifer, von Bernadettes ausschweifender Phantasie über das sexuelle Leben, Bernadette hatte unter anderem auch geschrieben, sie onaniere täglich mehrmals, und Hans Barmettler, so erzählte er später, wurde zornig auf das Mädchen, rief es in die Küche und schlug es mit der Reitpeitsche auf das Gesäss. Dann begab er sich in den Garten und arbeitete mit seinen Brüdern, die inzwischen eingetroffen waren.

Gegen Abend traf auch Emil Bettio in Ringwil ein. Er hängte die Fenster der Veranda aus und trug sie vor das Chalet, wo sie von Paul Barmettler und Bernadette gereinigt wurden. Bei dieser Arbeit fragte Paul Barmettler Bernadette:

«Was denkst du so beim Fensterputzen?»

Bernadette, so Barmettler in der Voruntersuchung, habe der Frage mehrmals ausweichen wollen. Doch schliesslich habe sie «gestanden»: «Ich sehe dich nackt vor mir.»

Barmettler:

«Auf das hin versetzte ich ihr zwei schallende Ohrfeigen.»

Die Garten- und Hausarbeiten dauerten an jenem Samstagnachmittag bis in den späten Abend hinein. Das Nachtessen wurde erst gegen 23 Uhr eingenommen. Es gab Aufschnitt und Salat. Einzelne tranken Bier, aber keine grossen Mengen. Und wieder wurde während des Essens, das etwa eine Stunde dauerte, ausschliesslich von dem «schandbaren Leben» Bernadettes gesprochen. Magdalena Kohler berichtete von den Gegenständen, die Bernadette bei der Selbstbefriedigung brauche, wie Bernadette mit dem Geschlechtsteil des Teufels vor dem Bilde der Gottesmutter spiele, dass das Mädchen Kohlers und Stockers Tod herbeiwünsche und so weiter und so fort.

Paul Barmettler vor Gericht:

«Es hat richtig dicke Luft geherrscht. Was die Heilige Mutter uns da erzählte, versetzte uns alle in Zorn. Sie (die Heilige Mutter) hat immer mehr ins Feuer geblasen.»

Nach dem Essen wurde Bernadette, die für sich allein in der Küche hatte essen müssen, ins Esszimmer gerufen. Magdalena

Kohler und Josef Stocker nahmen sie ins «Verhör». Bernadette «musste bekennen», dass sie sich alle Männer nackt vorstelle, musste erzählen, was sie bei der Hochzeit mit dem Teufel getrieben habe, musste gestehen, was sie später einmal alles besitzen wolle und was sie von Magdalena Kohler denke. Auf die letzte Frage soll das Mädchen – zur besonderen Empörung der anwesenden Männer – geantwortet haben, die «Mutter» müsse viel Selbstbefriedigung getrieben haben, weil ihre Brüste so gross seien. In der Voruntersuchung sagten die vier Männer (Barmettler und Bettio) aus, Bernadette habe mit verstörtem Gesichtsausdruck, stierem Blick und ohne sichtbare Gefühlsreaktion dieses Verhör über sich ergehen lassen, habe mit ausdrucksloser Stimme, aber klar geantwortet.

«Offenbar», sagte der Psychiater Professor Binder, «hat diese Selbstdarstellung des Mädchens die maximal gestaute Aggressionsstimmung zum Platzen gebracht. Nach den meisten Aussagen ist Bettio, den es ‚einfach verjagt‘ habe, zuerst aufgestanden, hat Bernadette angewiesen, in ihr Zimmer zu gehen, ohne zu sagen, weshalb...»

Bernadette gehorchte, ging in ihr Zimmer, und Bettio und die drei Brüder Barmettler folgten ihr. Etwas später betraten auch die Kohler und Stocker das Zimmer des Mädchens.

«Knie auf dein Bett», befahl Bettio. Bernadette gehorchte. (Vor Gericht sagte Bettio: «Bernadette hat diese Stellung von sich aus eingenommen.»)

Professor Binder schildert (rekonstruiert aufgrund der Aussagen der Angeklagten) die Szene so:

«Das Mädchen hat sich – völlig bekleidet auf dem Bett kniend – auf seine Hände und Ellbogen gestützt und sein Gesäss zum Schlagen hingestreckt. Es hat während der ganzen nun folgenden Prozedur nie die geringsten Anstalten gemacht, sich den Schlägen zu entziehen, sondern hat sie reaktionslos, ohne einen Laut und ohne eine einzige Träne über sich ergehen lassen. Allen Anwesenden schien dieses unbegreifliche Verhalten des Mädchens ein Hinweis dafür zu sein, dass es wirklich mit dem

Teufel verbündet sein müsse. Bettio sowie jeder der Brüder Barmettler hat abwechselnd dem Mädchen einige Serien von heftigen Schlägen auf das Gesäss, den Rücken und gelegentlich auch auf Beine und Arme gegeben. Es sind dabei zwei Spazierstöcke entzweigeschlagen worden. Die ‚Heilige Mutter‘ hat dabei gerufen, man solle im Namen Jesu und Maria schlagen, und hat nach den einzelnen Prügelserien Bernadette jeweils gefragt, zum Beispiel ob die Mutter Gottes wirklich auch Selbstbefleckung getrieben habe, ob es weiter mit dem Rosenkranz in der Hand sich selber befriedigen wolle und so weiter. Wenn das Mädchen dann derartige Fragen in sturer Verstocktheit bejahte, ist weitergeprügelt worden. Nach der übereinstimmenden Angabe der Brüder Barmettler und Bettios hat auch Magdalena Kohler dem Mädchen mehrere Schlagserien mit dem Plastikrohr, teils wohl auch mit der Reitpeitsche versetzt, was sie selbst allerdings zuerst ganz bestritten und dann sehr bagatellisiert hat. Josef Stocker hat sich, wie besonders Paul Barmettler angibt, offenbar in etwa gleichem Masse wie Magdalena Kohler durch Schläge mit dem Plastikrohr an der Prügelei beteiligt. Die drei Barmettler sowie Bettio geben bestimmt an, dass keines der ‚Heiligen Eltern‘ auch nur eine Andeutung gemacht habe, man solle mit Schlagen auf hören. Wenn eine solche erfolgt wäre, hätte man sofort gehorcht; das sei völlig sicher. Nachdem Bernadette etwa während einer Stunde – die Prügelei dürfte ungefähr von 00.30 bis 01.30 Uhr gedauert haben – zirka hundert Schläge erhalten hatte, verbreitete sich ein übler Geruch im Zimmer, weil das Mädchen Stuhlgang von sich gelassen hatte. Als ein Brocken davon auf das Bett fiel, sagte Heinrich Barmettler zugebenermassen zu Bernadette: ‚So, friss dä Schissdräck!‘ Sie nahm das Kotstück tatsächlich in den Mund, bekam aber Brechreiz, worauf Heinrich das Mädchen aufforderte, sich ins Badezimmer in den oberen Stock zu begeben, damit es nicht noch das Bett ‚verkotze‘. Die Treppe hinauf musste es auf Befehl von Hans Barmettler auf allen vieren gehen; er habe gefunden, ein so trauriges Geschöpf brauche nun nicht schon wieder den Kopf hochzutragen. In der Badewanne wurde Bernadette – noch in den Kleidern – von Magdalena

Kohler abgeduscht, weil alles voll Kot war; erst nachher zog das Mädchen sich aus und schlüpfte dann in ein frisches Pyjama. Daraufhin musste es auf Geheiss von Magdalena Kohler seine Kleider am Bach vor dem Hause auswaschen, wozu Hans Barmettler ihm mit einer Taschenlampe leuchtete. Nachdem es noch zwei Tassen Kaffee getrunken hatte, begab es sich zu Bett. Erst etwa um vier Uhr morgens verliessen Barmettlers und Bettio das Chalet, um sich nach Hause zu begeben. Kurze Zeit später ist Bernadette allein in ihrem Zimmerchen gestorben. Bei der späteren Sektion fanden sich als Folge der Schläge schwerste, diffuse Blutergüsse in beiden Gesässbacken, mit massiver Zertrümmerung des Unterhautfettgewebes. Diese führte zu einer hochgradigen Fettembolie der Lungen, welche die unmittlere Todesursache darstellt. Im Übrigen zeigten sich besonders am Rücken und an den Extremitäten die Spuren der schweren Misshandlung (massenhafte Blutunterlaufungen der Haut, frische Platzrisswunden) wie auch noch Spuren von früheren Schlägen. Im Gesicht fand man kleine Schürfungen und Blutunterlaufungen der Haut an beiden Schläfen.

Als am Sonntagmorgen des 15. Mai 1966 Josef Stocker gegen zehn Uhr Bernadette wecken wollte, lag sie tot im Bett. Daraufhin wurden Barmettlers, Bettio und später auch die Eltern Hasler ersucht, sofort nach Ringwil zu kommen. Es herrschte zuerst grosse Ratlosigkeit, was man tun wolle; doch scheint damals durchwegs die Ansicht bestanden zu haben, wenn immer möglich die ‚Heiligen Eltern‘ zu schonen. Magdalena Kohler schlug vor, Josef Hasler, der Vater der Getöteten, solle die Leiche nach Hause und die Züchtigungen des Kindes auf sich nehmen, da es einem Vater noch am ehesten zu verzeihen sei, wenn er seine Tochter hart anfasse. Hasler weigerte sich aber, auf diesen Plan einzugehen. Daraufhin erklärten die Barmettlers, dann müssten eben sie die Angelegenheit irgendwie auf sich nehmen, und als Magdalena Kohler meinte, eine eventuelle Bestrafung könne ein Lediger noch am ehesten tragen, erklärte sich Heinrich Barmettler tatsächlich bereit, sich als den allein Schuldigen hinzustellen...»

Magdalena Kohler: Die verhinderte Klosterfrau

Die Angeklagte Magdalena Kohler sagte während der Voruntersuchung unter anderem:

«Ich habe oft bedauert, kein Bub zu sein. Ich wäre so gern Priester geworden.»

«Über das Geschlechtliche habe ich eigentlich nie etwas wissen wollen. Es hat mich gar nicht interessiert. Über die ‚Vereinigung‘ von Mann und Frau habe ich überhaupt erst etwas erfahren nach meinem zwanzigsten Geburtstag.»

«Als Mädchen war der heilige Aloisius mein grosses Vorbild wegen seiner unbeugsamen Strenge gegen sich selbst. Zu ihm habe ich immer gebetet, er soll mir helfen, ins Kloster zu kommen. Der heilige Aloisius hat sich immer selbst geschlagen, als Sühneopfer, und ich habe das auch getan.»

«Es ist mir im Laufe des Lebens immer klarer geworden, dass die Menschen ihre Sünden viel zu wenig ernstnehmen, weil sie sich einfach auf die Barmherzigkeit Gottes verlassen. Das ist aber ein grosser Irrtum. Denn Gott ist in erster Linie ein strenger Vater, ein Vater, den wir fürchten müssen, ein Vater, der in seiner Gerechtigkeit alle Sünder der ewigen Höllenstrafe ausliefert. Ja, man muss Gott in seinem Zorn und Grimm gegen die sündige Menschheit geradezu einen grausamen Gott nennen.»

Professor Binder sagte unter anderem:

«Magdalena Kohler setzte Gott an die Stelle ihres verdrängten, triebhaften Selbst.»

Magdalena Kohlers Vater war Landwirt. Er besass ein grosses Gut in Donaueschingen, das er aber kurz nach dem Ersten Weltkrieg aufgeben musste. Er war als Kriegsinvalider heimgekehrt, Feuersbrünste brachten ihm grosse Verluste, schliesslich machte ihm die Weltwirtschaftskrise so sehr zu schaffen,

dass er das Gut aufgeben musste. Zunächst kaufte er sich ein kleines Gütchen im Schwarzwald, dann ein Geschäft für elektrische Installationen in Singen, und am Ende war er nur noch Fabrikarbeiter. Aus seinem allerletzten Geld hatte er sich noch ein Haus an der Erzbergerstrasse 23 in Singen kaufen können. Er wird als rechtschaffener und solider Mann geschildert. Allerdings, sagen alle, die ihn kennen, sei er reizbar, eigensinnig, ja zuweilen sogar tyrannisch und pedantisch gewesen, der wegen Kleinigkeiten «explodieren» konnte oder aber tagelang «den Kopf machen konnte». Seine Frau und vor allem seine Kinder habe er oft in engstirniger Weise schikaniert, sie durch übermässige Kritik und Schimpfereien unterdrückt. Dennoch habe er stets im Glauben gelebt, für seine Familie nur das Beste zu tun, auch habe er unentwegt geschuftet. Er war ein äusserst strenger Katholik, während der Nazizeit habe er sich oft so sehr gegen das Regime aufgelehnt, dass er sich und seine Angehörigen mehrmals in Gefahr gebracht habe.

Die geistig alle überragende Persönlichkeit aber sei die Mutter gewesen. Ausgeglichenener und beherrschter als der Vater, aber dennoch ein Mensch, der nicht zärtlich sein konnte und den Kindern kaum je ein Lob spendete. Auch sie war eine strenge Katholikin; in jungen Jahren hatte sie Klosterfrau werden wollen. Drei ihrer Schwestern waren Klosterfrauen geworden.

Magdalena Kohler ist das älteste von sechs Kindern. Ein Bruder, der Theologie studierte, ist im Zweiten Weltkrieg gefallen. Eine Schwester, erfüllt von leidenschaftlicher Religiosität, habe mit zwanzig Jahren Gott ihr Leben als Sühneopfer angeboten und sei ein halbes Jahr später an einer Miliartuberkulose gestorben.

Ohne Zweifel hatte Magdalena von allen Familienangehörigen am stärksten unter ihrem Vater gelitten, und, wie Professor Binder vermutet, «gerade deshalb, weil sie seine Eigenschaften offenbar am ausgiebigsten geerbt hat: seine Empfindlichkeit, seinen Eigensinn, seine Neigung zur Pedanterie, die sich auch über Nebensächlichkeiten nicht hinwegsetzen kann, sein ehr-

geiziges Dominationsbedürfnis und seinen Geltungsdrang, seine rasch aufflammende Gereiztheit, wenn die Machtsphäre irgendwie angetastet wird, aber auch seine zähe Willensenergie und sein grosses Durchhaltevermögen. Es ist verständlich, dass zwei derart ähnliche Menschen im Verhältnis von Vater und Tochter immer wieder von Neuem Konflikte bekommen müssen, die sich umso mehr zuspitzen, wenn beide auch noch Gerechtigkeitsfanatiker sind...»

Unbekümmertheit, sagten alle, die das Mädchen Magdalena noch gekannt hatten, Unbekümmertheit habe das Mädchen nie gekannt, nie habe es gelächelt. Sie selbst sagt: «Als Mädchen hatte ich Angst vor meinem Vater. Im Zorn hat er uns Kinder fürchterlich schlagen können. Aber ich habe mich gegen ihn aufgelehnt, bin selbst aggressiv geworden, nur, ich habe meine Leidenschaft unterdrücken müssen.»

In der Schule, erzählte sie selbst, wäre sie so gerne Klassen-erste gewesen, und sie habe auch sehr darunter gelitten, dass sie die teils hervorragenden Leistungen ihrer Geschwister nie erreicht habe.

Magdalena Kohler sagte, ihre Mutter habe sie öfters ermahnt, ihre Sucht zum Aufräumen und Ordnungmachen ein wenig zu mässigen.

Als Mädchen litt sie auch darunter, dass sie leicht schielte und deshalb eine Brille tragen musste. Von einer weltlichen Laufbahn oder gar von einer Heirat wollte sie schon als junges Mädchen nichts wissen, sie erklärte auch früh schon, sie wolle ins Kloster und später als Nonne in die Mission. Sie träumte davon, sich vollkommen für Gott aufzuopfern, nicht nur ihr Letztes den Heiden zu geben, sondern möglichst viel Leiden auf sich zu nehmen als Sühne für die Sünden anderer Menschen. Bei einer Messe habe sie sogar ihr Leben Gott zum Opfer gebracht, gebetet, Gott möchte ihr Leben zugunsten anderer Menschen nehmen.

«Hier zeigt sich», sagte Professor Binder, «zum erstenmal ein gewisser selbstzerstörerischer Zug. Diese Annahme bestätigt

sich dadurch, dass Magdalena Kohler sich mit etwa achtzehn Jahren in ihrem Zimmer öfter mit einem Seil zu schlagen anfang, um durch dieses Sühneopfer sündige Seelen zu retten, und dies etwa während zwei Jahren betrieb. Die Andeutung von ihr, dass sie beim Sich-selbst-Schlagen auch gewisse positive Gefühle erlebt hat, legt die Annahme nahe, dass der Kern hierfür ein ihr völlig unbewusstes masochistisches Lusterleben gewesen sein dürfte.»

Magdalena Kohler wurde nicht Klosterfrau. Bereits hatte sie sich bei den Benediktinerinnen angemeldet, da wurde ihre Mutter schwer herzkrank. Magdalena musste daheim bleiben. Der Zustand der Mutter verschlechterte sich rasch, sie starb, als Magdalena einundzwanzig war. Und Mutters letzter Wunsch war, Magdalena möge die Führung des Haushaltes übernehmen. Es ist klar, dass sie sich diesem letzten Wunsch ihrer Mutter nur widerwillig beugte. Andererseits aber gelangte sie dadurch plötzlich in eine führende Stellung.

Zwischen ihr und dem Vater entspann sich ein stiller, aber um so leidenschaftlicherer Machtkampf. Magdalenas Geschwister hatten überhaupt nichts mehr zu sagen. Den Haushalt hielt sie in einer pedantischen «Überordnung». Der Vater unterzog sich ihr zuweilen einigermassen, weil sie ihm nützlich war. Sie arbeitete, so sagten alle Auskunftspersonen aus, faktisch Tag und Nacht. Vergnügungen kannte sie nicht. Der Vater gab nicht einmal zu, dass sie Abends irgendwelche Kurse besuchte. Denn er fürchtete, sie könnte dazulernen, sie könnte dann mit der jetzigen Stellung nicht mehr zufrieden sein.

Da ihr Beichtvater wusste, wie sehr sie darunter litt, dass sie nicht hatte Klosterfrau werden können, wies er ihr arme oder innerlich aus dem Gleichgewicht geratene Menschen zur Betreuung zu. Doch je älter sie wurde, umso weniger genügten ihr diese verhältnismässig bescheidenen Aufgaben, gemessen an ihrem Geltungs- und Opferdrang. Immerhin führte sie vom einundzwanzigsten bis zum siebenunddreissigsten Jahr das väterliche Haus!

An Heirat habe sie niemals gedacht. Als einmal ein Mann zu

ihrem Vater gekommen sei, um um ihre Hand zu bitten, habe der Vater ihr eine schallende Ohrfeige versetzt. Und dann wieder betonte sie, dass sich stets vornehme und hochgestellte Männer um sie beworben hätten. Sie erklärte aber auch, eine Heirat sei für sie gar nicht in Frage gekommen, obschon sie äusserlich im gesellschaftlichen Verkehr mit Männern keine Hemmungen habe, fühle sie innerlich einen grossen Widerstand gegen jede Annäherung an einen Mann.

«Dieser Widerstand», sagte Professor Binder, «dürfte einerseits aus ihrer aktiv-virilen Einstellung, anderseits daraus erwachsen, dass sie ihre Abwehrhaltung gegen den Vater auf die Männer im Allgemeinen übertragen hat.»

Und was Magdalena Kohlers Bildnis vom grausamen, jedoch gerechten Gott betrifft, sagte er: «Dieses einseitige Gottesbild ist bei psychologischer Betrachtung in erster Linie eine Übertragung des Bildes ihres irdischen Vaters auf den göttlichen Vater und schliesslich auch eine Projektion ihrer eigenen Strenge ins Gottesbild hinein.»

Nachdem Magdalena Kohler rund zwanzig Jahre lang den väterlichen Haushalt geführt hatte, erkannte sie, dass ihr Leben nun eine entscheidende Wendung nehmen müsse. Und zwar, wie sie sagte, eine Wendung in die Öffentlichkeit. Dabei habe sie gewusst, dass sie eine Mission zur Rettung sündiger Seelen durchführen müsse.

«Zunächst allerdings habe ich daran gedacht, ein Krankenhaus zu übernehmen. Die Schwierigkeiten und Leiden finanzieller und persönlicher Art, die ich und meine Angehörigen für ein solches gutes Werk auf uns nehmen müssten, würde Gott sicher als Sühneopfer zur Rettung von Sündern annehmen. Aber dann habe ich eingesehen, dass das eine viel zu kleine und einseitige Aufgabe wäre, dass Grösseres und Umfassenderes durch mich geschehen müsste...»

Schliesslich sei ihr eines Tages klar geworden, ihre Mission bestehe darin, möglichst die ganze Menschheit vor Gottes Strenge und Zorn zu bewahren, damit sich sein Gericht nicht an den

Menschen erfüllen müsse. Zur Durchführung dieser Mission müsse sie nach und nach die ganze Welt durchziehen und überall versuchen, die Menschen für Gott zu gewinnen.

«Diese letzten Gedanken», sagte sie, «hat Gott mir direkt eingegeben. Ich habe nicht Gottes Stimme gehört, aber ich habe gespürt, dass es von Gott eingegebene Gedanken gewesen sind.»

«Mit diesen Erklärungen», sagte Professor Binder, «hat Magdalena Kohler sich die Rolle einer Heiligen zugeschrieben, das heisst einer Botin Gottes, die Gott selbst auserwählt und durch unmittelbare Bekundung zu einer besonderen Aufgabe beruft. Es liegt ja auf der Hand, dass in diesem völlig unrealen, unvernünftigen und darum rein affektbedingten Wunschtraum, die Welt zu durchziehen und die Menschen für Gott zu erobern, dieselben triebhaften Macht-, Ehrgeiz- und Geltungstendenzen am Werke sind, die bei ihr schon immer die religiösen Pläne bestimmt haben. Ein wesentlicher Unterschied zu früher ist allerdings vorhanden: Magdalena Kohler hat mit den Jahren ihre ganze Triebhaftigkeit immer stärker ins Unbewusste verdrängt, weil diese in ihrer selbstsüchtigen Orientierung dem christlichen Ideal widerspricht.

Deshalb weiss sie schliesslich von ihrer Triebhaftigkeit, die in Wirklichkeit ihr religiöses Planen unbewusst anfeuert, selber gar nichts mehr und kann deshalb völlig gutgläubig diese Pläne für Eingebungen Gottes halten, während sie tatsächlich nur Eingebungen ihres eigenen Unbewussten sind. Das ist die Täuschung, der Magdalena Kohler nun mehr und mehr verfallen ist: Sie setzt Gott an die Stelle ihres eigenen, verdrängten, triebhaften Selbst und fühlt sich deshalb von Gott gelehrt, während sie in Wirklichkeit von den dranghaften Tendenzen ihres Unbewussten angetrieben wird.»

Im Jahre 1950 begegnete Magdalena Kohler anlässlich einer religiösen Versammlung, einem sogenannten Einkehrtag, ihrem späteren Lebensgefährten Pater Josef Stocker.

Vor Gericht sagte sie:

«Ich sagte Herrn Stocker meine Aufgabe. Wir erkundeten gegenseitig unsere Gesinnung. Ich wollte nicht, dass er sensationslustig ist. Ich habe lange gebetet, um den Priester zu erhalten, der gut für meinen geistlichen Beistand ist. Ich wusste dann, dass es Herr Stocker war. Ich habe ihm gesagt, wie das alles war: Wie ich geführt worden bin, wie ich gebetet habe und was Gott bestimmt hat. Und als Herr Stocker sich bereit erklärte, mein geistlicher Führer zu werden, wusste ich, dass er zu mir gehörte ...»

Und Josef Stocker sagte vor Gericht:

«Ich nahm den Willen Gottes an und übernahm die Führung. Es gab da Dinge, die nur sie und Gott und ich wussten. Ich musste ihre Führung übernehmen...»

Pater Josef Stocker war dreiundvierzig Jahre alt, als er Magdalena Kohler begegnete:

«Sie (M. K.) hat in der Resoluthheit, Strenge und Unbeugsamkeit ihres Wesens, in dem mutigen, unbedingten Einstehen für ihre religiöse Überzeugung viel von meiner Mutter gehabt. Auch äusserlich hat sie mich an meine Mutter erinnert. Ich habe in ihr immer irgendwie meine Mutter wiedergesehen. Ich habe vielleicht darum nie Kritik geübt an ihr. Ich habe vielleicht darum immer zu ihr aufschauen müssen...»

Der Eiferer

Josef Stockers Eltern waren ebenfalls Bauern. Sie hatten ein Gut in Buchheim, in der Nähe von Freiburg im Breisgau. Der Vater wird als stiller, frohmütiger, arbeitsamer und tüchtiger Mann geschildert, der durchaus damit einverstanden war, dass seine Frau, die ihm geistig überlegen war, gleichsam die Führung der Familie innehatte.

Die Mutter wird als sehr ernstgesinnte, energische, strenge, stark gefühlsbetonte und darum manchmal auch rasch hochfahrende, herrschbedürftige, unbeugsame, aber auch mit weitem geistigem Horizont begabte Frau beschrieben. Sie war tief religiös; ihr strenger Katholizismus war ihr Lebensinhalt und ihr Lebensziel. Während vierzig Jahren besuchte sie mindestens dreimal in der Woche die Frühmesse. Und wenn sie anschliessend zur Arbeit aufs Feld ging, liebte sie es nicht, anderen zu begegnen, denn sie schritt still in Gebete versunken zur Arbeit.

Dabei sei sie aber, sobald sie einen vernünftigen Grund dazu gehabt habe, dem Verkehr mit anderen Menschen nicht ausgewichen.

Gegen die Kinder sei sie sehr streng gewesen. Sie prügelte sie gerne und ausgiebig. Josef Stocker erinnerte sich besonders an seine Schulzeit. Der Vater war als Soldat an der Front (Erster Weltkrieg), und die Mutter musste nun auch ihn ersetzen. Da setzte es mehr Prügel denn je ab. Daneben war das Tischgebet selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich versammelte man sich allabendlich zum gemeinsamen Rosenkranz. Und mit Stolz erzählte der Angeklagte Stocker in der Voruntersuchung, ein mit seiner Familie befreundeter Priester habe stets betont, welch grosse Frau seine Mutter wäre.

Dann wieder erzählte er, wie stark er darunter gelitten habe, dass die Mutter ihn schon wegen harmloser Dummheiten mit einem Holzscheit verprügelt habe.

«Dennoch, sie hat mich sehr geliebt, nur hat sie es nie zeigen können», erklärte Stocker.

Professor Binder erklärte dazu:

«Diese allzu betonte Strenge der Mutter mag es ausgemacht haben, dass Josef Stocker ein etwas ängstlicher und selbstunsicherer Knabe wurde, der sich vor der Dunkelheit und vor bösen Leuten fürchtete, noch in der Primarschule an Bettnässen litt und vor Angst steckenblieb, wenn er vor der Klasse ein Gedicht aufsagen sollte. Andererseits war nun aber bei Josef Stocker eine ausgesprochene Tendenz zur Überkompensation seiner Unsicherheit und Schüchternheit vorhanden, was bei seiner Aktivität und Willensenergie begreiflich ist.»

Wie auch die Mutter einen wesentlichen Sinn ihres Lebens darin erblickte, für die Sünden anderer religiöse Busshandlungen zu tun, erklärte auch der junge Stocker, er wolle deshalb in die Mission, weil dort die grössten Sühneopfer notwendig seien. Die Mutter ging sofort auf diese Wünsche ihres Sohnes ein. Und sie schloss ihn – stärker als die anderen Kinder – fest in ihr Herz. Und weil die Familie Stocker keinerlei Geldmittel besass, entschied die Mutter, es hätten sich nun alle noch mehr einzuschränken, da Josef nun Priester werden sollte. Sie ging so weit, dass sie von ihrem Mann sexuelle Enthaltensamkeit verlangte, als Josef ins Kloster eintrat.

Josef Stocker bezeichnete seinen Entschluss, Priester zu werden, als eine Berufung durch Gott. Auch wenn er nicht vorgab, jemals das gehabt zu haben, was man göttliche Eingebung nennt. Er habe, sagte er, nicht einmal direkte seelische Begegnungen mit Gott gehabt.

Mit fünfzehn Jahren trat Josef Stocker in das dem Orden der Pallotiner gehörende Kloster Bruchsal ein, wo er intern lebte und sich durch Privatstunden aufs Gymnasium vorbereitete. Mit siebzehn Jahren besuchte er das staatliche Gymnasium

von Bruchsal, wurde rasch einer der besten Schüler und bestand das Abitur ohne jede Schwierigkeit. In der letzten Klasse verliebte er sich in eine Gymnasiastin, er traf das Mädchen oft und geriet stark in dessen Bann. Diese Verliebtheit machte ihn schwankend.

«Aber ich ging zu meinem Beichtvater, und der setzte mir auseinander, dass mir eben noch die grosse Liebe zur Gottesmutter Maria, zur jungfräulichen Himmelskönigin, fehle. Und so fing ich an, mich mit der Gottesmutter zu befassen. Immer mehr und mehr lebte ich mich ein in die Geschichte dieser Gestalt. Und nach und nach ist eine feurige Liebe zur Gottesmutter in mir erwacht, und das Mädchen habe ich ganz vergessen, und die Liebe zu meiner eigenen Mutter ist eingegangen in die Liebe zur Gottesmutter, wie der Kirchenvater Origenes einmal gesagt hat: ‚Man muss die Mutter des Herrn als seine eigene Mutter zu sich nehmen/ Und auf die Gottesmutter bin ich mein ganzes Leben ausgerichtet geblieben. Erst durch die Gottesmutter habe ich Zugang gefunden zu allen übrigen göttlichen Gestalten. Zur eigenen Mutter, die ja sehr glücklich gewesen ist darüber, dass ich Priester wurde, habe ich mehr als einmal gesagt, ich hätte nun eben noch eine andere Mutter, eine, die ich noch mehr liebte als sie.»

Mehr und mehr sei ihm aufgegangen, dass man das Geheimnis der Gottesmutter nur dann zu ahnen beginne, wenn man sich ihr in wahrhaft kindlicher Haltung nähern könne.

Von 1929 bis 1931 machte Josef Stocker sein Noviziat als Priester im Kloster Untermerzbach bei Bamberg. Die, die ihn gekannt haben damals, sagten, er sei ein richtiger religiöser Eiferer geworden, erfüllt von dem Bedürfnis, alle davon zu überzeugen, dass die Verherrlichung der Gottesmutter der Anfang und das Ende dieser Welt sein müsse. Das unbefleckte Herz Mariens habe ihn innerlich aufsteigen lassen.

Nach Beendigung des Noviziates bei den Pallotinern war er kürzere Zeit als Unterpräfekt im Kloster Bruchsal, studierte dann ein Jahr in Salzburg und eines in Rom und bekam 1934

die Priesterweihe. Von 1935 bis 1941 war er Lehrer für alte Sprachen und Religion im Kloster Hersberg am Bodensee. Er führte ein strenges und straffes Regiment. Aber, betonte er, er habe niemals Schwierigkeiten gehabt mit seinen Schülern wegen Disziplinfragen.

1941 wurde er als Vizedirektor ins Seminar Salzburg versetzt. Dort geriet er in Widerspruch zum Naziregime und wurde von der Gestapo überwacht und später aus seiner Stellung entfernt, weil er bei vielen Gelegenheiten durchblicken liess, dass er Hitler für eine Verkörperung des Teufels hielt. Er tauchte in einem Salzburger Kloster unter.

In diesem Kloster hatte sich Josef Stocker zum erstenmal mit einem Menschen zu befassen, der vom Teufel besessen war. Es handelte sich um eine Nonne, und Stocker bekam den Auftrag, ihr den Satan auszutreiben.

«Da habe ich am lebendigen Menschen gelernt, was Besessenheit heisst», sagte er in der Voruntersuchung und fügte hinzu: «Da man verlangt hat, dass auch diejenigen, die die Austreibung durchführen, möglichst wirksame Busshandlungen auf sich nehmen, habe ich während längerer Zeit auf dem Boden statt im Bett geschlafen und mich mit einem Strick selbst geschlagen. Später habe ich einen Bussgürtel, einen Gürtel mit eingnähten Eisen spitzen, um den nackten Leib getragen...»

Vom Juli bis zum Oktober wurde Josef Stocker wegen anti-hitlerischer Äusserungen im Gefängnis gehalten, dann aber wieder freigelassen und des Landes verwiesen. Er kehrte nach Deutschland zurück und wurde in ländlichen Pfarreien Bayerns Hilfsgeistlicher, später Spiritual in einem Kloster.

«Wo ich mich nicht wohl fühlte, weil ich mit gewissen modernistischen Strömungen nicht einverstanden war. Darum kehrte ich 1947 auf meinen früheren Posten als Lehrer nach Hersberg zurück und blieb dort bis 1954. Aber auch als Lehrer habe ich in einem gewissen Sinn gelitten. Denn ich habe mich immer stärker zum Seelsorger berufen gefühlt. Und wann immer ich Gelegenheit hatte, habe ich mich als Seelsorger betätigt. Stets habe ich den starken Wunsch gehabt, immer mehr Menschen

im persönlichen Kontakt zu überzeugen und für meinen Glauben zu gewinnen. Wenn ich jeweils davon gelesen habe, welche unwiderstehliche Anziehungskraft ein Heiliger auf die Menschen ausgeübt hat, wurde immer die Sehnsucht lebendig in mir, wie ein Heiliger Einfluss nehmen zu können auf die Mitmenschen ...»

Die zwei «Heiligen»

Magdalena Kohler und Josef Stocker begegneten sich zum erstenmal im Jahre 1950.

Professor Binder führte dazu aus:

«Es ist kein Wunder, dass diese beiden Menschen sich zueinander hingezogen fühlten:

Die vom Drang nach einer weltweiten religiösen Mission umgetriebene, sechsunddreissigjährige Tochter, die im Stillen überzeugt war, dass sie wie eine Heilige von Gott besonders ausgewählt sei und geführt werde, und der dreiundvierzigjährige Priester, dessen grösste Sehnsucht darin bestand, mit der Kraft eines Heiligen seinen religiösen Einfluss auf die Leute geltend machen zu können.»

So sagte denn Magdalena Kohler auch:

«Es ist das Strenge und Straffe gewesen an ihm, das mich angezogen hat. Er ist nicht gewesen wie einer der vielen ‚Schokoladepriester‘, aber ich habe keinerlei erotische Gefühle zu ihm gehabt, sondern nur eine Zuneigung, wie man sie gegenüber einem echten Kampfgenossen haben kann.»

Da es während der Voruntersuchung aber an den Tag kam, dass es zwischen den beiden zu konkreten geschlechtlichen Beziehungen gekommen war, Magdalena Kohler war sogar schwanger gewesen, sie hatte die Frucht aber verloren, wurde sie natürlich zweimal nach ihren wirklichen Gefühlen befragt. Und so erklärte sie mit bezeichnender, ungeheurer Überwertung der Wichtigkeit dieser Frage:

«Ich freue mich auf das Weltgericht Gottes am Jüngsten Tag, wo dann einmal jede kleinste Ungerechtigkeit und Missdeutung bis zum letzten Pünktchen enthüllt und enträtselt wird: Dannzumal wird vor dem Angesicht aller Welt endlich klargestellt, dass ich keine erotischen Gefühle zu Stocker empfunden habe.»

Dass Josef Stocker in Magdalena Kohler wesentliche Züge seiner eigenen Mutter wiedergefunden hat, wurde bereits gesagt. Durch Stockers Einfluss gewann jetzt auch für Magdalena Kohler die Gestalt der Gottesmutter grosse Bedeutung. Sie entwickelte rasch grosses Verständnis für seine starke Marienverehrung, umso mehr als er ja ihr eigentlicher Führer sein sollte, ihr geistlicher Beistand, obwohl es heute für alle klar ist, dass sie stets die treibende Kraft war, der eigentliche Führer.

Im Frühling 1951 erklärte Magdalena Kohler plötzlich, Gott habe ihr eingegeben, eine Bussfahrt nach Rom zu machen. In Rom müsse sie den Papst aufsuchen und ihn um den Segen für ihre künftige Mission bitten. Die Reise aber müsse sie auf dem Fahrrad machen, denn Gott erwarte von ihr ein besonderes Sühneopfer, und eine Velofahrt nach Rom bringe viel Leiden und Entbehrungen.

«Aber», sagte sie später, «ich habe die Eingebung nicht durch göttliche Stimmen erhalten, ich spürte nur sehr klar, dass Gott diese Gedanken in mich gesenkt hatte.»

Dazu Professor Binder:

«Bei psychologischer Betrachtung liegt die Annahme nahe, dass hinter diesem reichlich seltsamen, phantastischen und nicht sehr sinnvollen Plan der Veloreise wieder die triebhaften Leitmotive des Lebens von Magdalena Kohler standen: Ihr ehrgeiziger, geltungssüchtiger Hang zum Ausserordentlichen, ihr perfektionistischer Drang zur Ausnahmeleistung, ja darüber hinaus auch die Abenteuerlust und der Zug nach der Ferne bei einem ungestümen, draufgängerischen, allzu lange in häuslicher Enge gefangenen Menschen.»

Magdalena Kohler unternahm dann diese Veloreise auch tatsächlich. Und auf ihrer Fahrt nach Rom besuchte sie auch das Marienheiligtum von Loreto. Dort, sagte sie später, habe sie während des Gebetes von Gott die Eingebung erhalten, eine Pilger- und Bussfahrt per Velo nach Fatima in Portugal zu unternehmen. (Die göttliche Mutter ist, wie in katholischen

Kreisen berichtet wird, im Jahre 1917 in Fatima während eines halben Jahres jeweils am 13. des Monats drei kleinen Mädchen erschienen und hat diesen erklärt, Gott beabsichtige die sündige Menschheit zu vernichten, wenn sie nicht zu einem ernsthafteren Gebetsleben zurückkehre.) In Fatima, sagte Magdalena Kohler, werde sie dann von Gott weitere Weisungen über die Durchführung ihrer Mission erhalten.

In Rom gelang es ihr dann sogar, bis zum Papst vorzudringen. Stolz berichtete sie auch noch vor Gericht, dass während der päpstlichen Audienz Fotografien gemacht worden seien. Auf ihrer Rückreise besuchte sie den Bischof von Assisi, und der soll ihr gegenüber erklärt haben, sie werde dereinst ein Eckpfeiler der katholischen Kirche sein.

Den Winter 1951/52 verbrachte sie wieder daheim. Aber im Frühling 1952 setzte sie sich erneut aufs Velo und fuhr nach Fatima. Zwar machte ihr Vater schwere Vorwürfe und versuchte alles, um sie von ihrem Entschluss abzubringen. Aber sie berief sich so hartnäckig auf Gott, dass auch er, selbst eben gläubiger Katholik, den Mut nicht mehr fand, sich gegen die Phantastereien seiner Tochter zur Wehr zu setzen.

Sie sagte ihm, es sei sündhaft, sich gegen die klaren Weisungen Gottes aufzulehnen, diese Weisungen auch nur in Frage zu stellen oder gar zu überdenken.

«In Fatima», erzählte sie, «habe ich von Gott die Weisung bekommen, nach Jerusalem zu fahren und Pater Josef Stocker dahin mitzunehmen. Ich habe viel darüber nachgedacht, warum ich Pater Stocker mitnehmen musste.»

Und sie erzählte, dass sie sich nach ihrer Rückkehr aus Fatima nicht gleich getraut habe, Pater Stocker zu sagen, dass Gott ihr Weisung gegeben habe, mit ihm nach Jerusalem zu fahren.

Im Jahre 1953 lebte sie zum grössten Teil in Heidelberg, unterstützt von ihren Angehörigen, um im Hinblick auf ihre grosse Reise Englisch, Französisch und Arabisch zu lernen. Sie sei in Heidelberg nie ausgegangen, habe all die Zeit auf ihrem Zimmerchen verbracht, habe das Haus nur verlassen, wenn sie die Sprachkurse besuchen musste. Später lernte sie auch noch auto-

fahren, und sie betonte auch vor Gericht noch, dass sie das ebenfalls auf strikte Weisung Gottes hin gelernt habe.

Als sie wieder nach Hause zurückkam, kaufte sie sich mit dem Geld der Familie einen Volkswagen. Dem Vater gegenüber, der sich diesem Kauf heftig widersetzte, erklärte sie, ohne Auto sei sie zu unbeweglich, um die grossen Aufgaben, die Gott ihr übertragen habe, zu erfüllen.

Im Frühling 1954 besuchte Magdalena Kohler die Generaloberin des Ordens der Borromäerinnen im Kloster Grafschaft. Denn sie hatte herausgefunden, dass dieser Orden zahlreiche Klöster im Orient besitzt. Anlässlich dieses Besuches eröffnete die Generaloberin ihr, sie suche einen Exerzitenmeister für die orientalischen Klöster, da dort hauptsächlich deutsche Nonnen lebten, die eine deutschsprachige Betreuung durch einen Priester nötig hätten. Magdalena Kohler erblickte auch darin eine göttliche Fügung. Und nun wagte sie es erst, Pater Stocker über die neuen Weisungen Gottes aufzuklären. Und er war sogleich damit einverstanden, wurde auf sein Begehren hin von seinem Orden beurlaubt, um als Exerzitenmeister in den Orient zu fahren.

Im Frühsommer fuhren die beiden mit dem Volkswagen nach Neapel. Dort schifften sie sich ein, um zunächst einmal die Klöster in Ägypten zu besuchen. Auf der Meerfahrt geriet Magdalena Kohler plötzlich in eine schwere Krise.

«Ich hatte Angst», erzählte sie, «ich würde der gewaltigen Aufgabe niemals gewachsen sein. Am liebsten hätte ich alle Last von mir geworfen. Ich war versucht, mich von Pater Stocker zu trennen und heimlich zu verschwinden.»

Die Krise aber ging vorüber, und sie erklärte später, natürlich seien das nur Anfechtungen von seifen des Teufels gewesen, es sei ja bekannt, dass alle grossen Heiligen immer wieder mit dem Teufel hätten ringen müssen.

Die beiden besuchten nun in Ägypten verschiedene Klöster der Borromäerinnen. Magdalena Kohler fungierte als sogenannte Laienhelferin. Sie befassten sich mit den einzelnen Nonnen im Sinne einer Anregung und Vertiefung ihres religiösen Lebens und vor allem auch im Sinne der Erforschung ihres Gewissens.

Professor Binder sagte dazu:

«Der Strenge und der Kampflust im Wesen der Magdalena Kohler entsprach bei diesen Erörterungen (mit den einzelnen Nonnen) ein scharfer Blick für die Erfassung und Festlegung der Fehler anderer Menschen. Diesen Blick hat sie bei ihren Gewissenserforschungen der Nonnen offenbar noch weiter geschärft, zumal sie schon damals anfang, sich hie und da auch schriftliche Sündenbekenntnisse ihrer Zöglinge geben zu lassen. Durch die Herausschälung, Blosslegung und Anprangerung der zu beichtenden Sünden, worin sie eine zunehmende Eindringlichkeit erlangte, hat sie ihre Schützlinge für eine möglichst umfassende, alle schweren Sünden berücksichtigende Beichte vorbereitet, da ja nach katholischer Lehre ungebeichtete Todsünden einen Menschen der Hölle ausliefern. Josef Stocker hat dann bei den durch Magdalena Kohler in solcher Weise vorbereiteten Nonnen die Beichte abgenommen.»

Nach einiger Zeit flogen die beiden nach Jordanien, wo sie vor allem im Kloster Emaus tätig wurden. Dort lernten sie an Weihnachten 1954 eine Schwester Stella kennen, die in einem Kloster der Borromäerinnen im israelischen Teil von Jerusalem lebte und den Wunsch hatte, Magdalena Kohler und Josef Stocker zu treffen. Und durch dieses Zusammentreffen bekam die Geschichte der beiden erneut eine völlig unerwartete Wendung. Denn es war diese Schwester Stella, die in klösterlichen Kreisen bereits einigen Ruhm besass, weil sie «Heilsbotschaften» verfasste, Botschaften, die Gott ihr direkt eingeflüstert haben soll.

Die «Heilige Familie», Vater Stocker, Mutter Kohler und Tochter Stella, später auch Sternchen genannt, hatte sich zusammengefunden.

Die Botschafterin Gottes

Schwester Stella, mit ihrem bürgerlichen Namen Olga Endres, wurde 1914 in Immenstadt im Allgäu (Deutschland) geboren. Sie wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. Ihr Vater, der ein Fotogeschäft betrieb, wird als intelligenter, aber wenig zugänglicher Mensch geschildert. Ihre Mutter als eine eher primitive, ungeschickte Frau. Olga, die noch einen Bruder und eine Schwester hatte, spielte die Rolle des Aschenbrödels. Sie hatte darum nie eine besonders starke Bindung zu ihren Angehörigen und suchte bald einmal inneren und äusseren Halt woanders. Obgleich ihre Familie alles andere als religiös ausgerichtet war, flüchtete Olga in kirchliche Kreise, und früh schon äusserte sie den Wunsch, Klosterfrau zu werden. Sie trat mit neunzehn Jahren in ein Kloster der Borromäerinnen ein. Sie erzählte, sie sei bereits ein Jahr danach in orientalische Klöster versetzt worden, sie habe zweiundzwanzig Jahre ihres Lebens im Orient verbracht, zuletzt, wie wir wissen, in einem Kloster im israelischen Teil Jerusalems.

Professor Binder berichtete über Schwester Stella:

«In ihrem Verhalten war sie und ist sie immer freundlich, aber infolge einer gewissen Befangenheit nur das Nötigste äussernd, wurde sie zur kindlichsten, demütigsten und bescheidensten aller Schwestern, von der man nie ein Wörtchen der Kritik hörte und die für sich selbst immer den letzten Platz wählte. Sie hat also ihre unselbständige, wortkarge, etwas infantile Aschenbrödelrolle auch als erwachsener Mensch im Kloster beibehalten. Dabei war sie, wie ihre Vorgesetzten sagen, in der Befolgung der Ordensregeln höchst genau und in allen ihren Arbeiten fleissig und zuverlässig.

Diese Schwester Stella hat also seit ihrem fünfundzwanzigsten Jahr dann und wann in sich die Stimme des Heilands vernommen. Sie hat wiederholt betont, es sei dies kein Hören mit dem

äusseren Ohr, sondern ein rein geistiges Hören in der Innerlichkeit. Meist gleichzeitig hat sie den Heiland auch gesehen, und zwar als verklärte Gestalt in einem Lichtglanz. Auch hier hebt sie hervor, es sei nicht ein Sehen in der äusseren Welt, sondern nur in ihrem Innern. Sie hat dann hie und da erlebt, wie der Heiland auf sie zukommt und sich seelisch mit ihr vereinigt. Nach und nach fühlte sie dann diese Vereinigung mehr oder weniger als Dauerzustand, wobei sie den Heiland als einen Andern, aber doch mit ihr in ihrer Seele vereint spürt. Etwa 1949 hat sie angefangen, das, was der in ihrer Seele eingegangene und doch irgendwie auch noch als anderes Wesen erlebte Heiland ihr im geistigen Hören sagte, aufzuschreiben. Dadurch sind die Mitteilungen der Stimme immer häufiger und zusammenhängender geworden. In diesen Aufzeichnungen spricht der Heiland in direkter Rede zum Leser, weshalb sie bald den Namen ‚Heilandsbriefe‘ erhalten haben. Anfänglich wandten sich die Botschaften nur an einzelne Menschen und waren in der Regel Antworten auf Fragen und Probleme dieser Person, welche irgendwie zur Kenntnis von Schwester Stella gekommen waren. Da diese Antworten viel Verständnis und Feingefühl verrieten, erhielt Schwester Stella bald zahlreiche briefliche Anfragen, auf die sie vom Heiland innerlich vernahm, was sie als Antwort niederzuschreiben habe. Später schrieb Schwester Stella spontan Äusserungen des Heilands an alle seine ‚Bräute‘, das heisst Klosterfrauen, und nachher auch an alle Ordensbrüder über allgemeine Fragen ihres religiösen Lebens. Die Botschaften handeln aber stets nur von geistigen, niemals von materiellen Dingen.»

Sie selbst sagte aus, beim Schreiben sei es manchmal so, wie wenn ihre Hand geführt würde und ihr Bewusstsein ausgeschaltet, so dass sie selber gar nicht mehr recht verstehe, was sie niederschreibe. Über das Geschriebene könne sie meistens nicht reden, erstens weil sie sich halt nicht daran erinnere, und zweitens, weil ja nichts von ihr komme, sondern alles vom Heiland.

Dazu Professor Binder:

«Bezüglich der Auffassung dieser Phänomene ist zuerst, bevor man zu metaphysischen Erklärungen greift, zu prüfen, wie weit man mit rein psychologischen Auslegungen kommt, die bloss menschliche Daten in Betracht ziehen. Da ist darauf hinzuweisen, dass die Angaben von Schwester Stella in durchaus charakteristischer Weise das zwar seltene, aber doch genugsam bekannte Phänomen des *automatischen Schreibens* schildern. Aus zahlreichen psychologischen Untersuchungen weiss man, dass dem automatischen Schreiben meistens die Bildung einer Sekundärperson zugrundeliegt. Darunter versteht man die Tatsache, dass neurotisch ins Unbewusste abgedrängte Triebtendenzen infolge einer ganz besonders starken Affektbetonung als Kristallisationskern wirken, der viele Gedächtnisresiduen, andere triebhafte Einstellungen, aber auch geistige Haltungen und Gedanken, die den ursprünglichen Tendenzen irgendwie sinnverwandt sind, um sich sammelt, sich angliedert und assimiliert. Dadurch organisiert sich innerhalb der Gesamtpsyché eines Menschen eine besondere seelische Ganzheit, deren erstarken des Eigenleben zur Bildung eines speziellen Zentrums, eines Neben-Selbst führt, das aus dem eigentlichen Selbst der Gesamtpsyché mehr oder weniger ausgegliedert ist. Diese Sekundärperson wird vom betreffenden Menschen manchmal in sich als ‚anderes Selbst‘ erlebt. Die Tendenzen dieser Sekundärperson, die vorwiegend unbewusst ist, sich aber meist auch dem Bewusstsein bemerkbar macht, können sich nun direkt in die äussere Motorik auswirken, wobei dann das Bewusstsein der primären Person diesen Vollzügen, die von ‚einem anderen Selbst‘ ausgehen, nur ‚zuschaut‘. Darin besteht das Kennzeichen des psychischen Automatismus. Und gerade das erlebt Schwester Stella, wenn sie sagt, wie der Heiland als das ‚andere Selbst‘ ihr seine Gedanken mitteilt.

Wieso aber ist gerade die Gestalt des Heilands zum Inhalt der Sekundärperson von Schwester Stella geworden? Aus der Unselbständigkeit und Hilflosigkeit, in die jemand zu geraten pflegt, wenn er seine Geltungs- und Machttriebe so gänzlich unterdrückt und verdrängt, hat sie sich schon früh durch ihren

Anschluss an religiöse Kreise zur Gestalt des auferstandenen Heilands geflüchtet, dessen Mächtigkeit ihr Halt, Stütze und innere Überlegenheit gab. Es dürfte sich bei ihr also jener Vorgang abgespielt haben, der nicht so selten vorkommt: Um sich die Macht eines bewunderten Anderen gewissermassen selbst anzueignen, seine Überlegenheit im eigenen Selbstgefühl zu spüren und dadurch das eigene Dasein zu erhöhen und zu steigern, ahmt man die machtvollen Haltungen des Anderen im eigenen Triebleben andeutungsweise nach, verschmilzt diese Regungen mit dem Selbsterleben und saugt dadurch schliesslich die Vorstellung der ganzen Gestalt des Anderen gleichsam in sich selbst hinein, was man in der Fachsprache eine *introjektive Identifikation* oder *Einfühlung* nennt. Auf diese Weise hat auch Schwester Stella die Mächtigkeit des Heilands und schliesslich das Bild seiner ganzen Gestalt in ihre eigenen, völlig unbefriedigten Macht- und Geltungstendenzen einbezogen... Sie hat ja auch ihre erotisch-sexuellen Tendenzen ihr Leben lang ins Unbewusste abdrängen müssen, und es kommt in solchen Fällen bekanntlich nicht selten vor, dass neben der rein menschlichen Liebe, die sich im Bewusstsein zum Beispiel einer Ordensperson auf eine religiöse Gestalt richtet, im Unbewussten jener Person auch ihre verdrängten erotisch-sexuellen Tendenzen sich dieser Gestalt zuwendet.»

Schwester Stellas «Heilandsbotschaften» sind teilweise in kirchlichen (katholischen) Kreisen zu eigentlichen Bestsellern geworden. Auch sind sie teils in verschiedene Sprachen übersetzt worden. Um den weiteren Verlauf des Geschehens nach der Begegnung Stellas mit Magdalena Kohler und Josef Stocker verständlich zu machen, sei noch ausdrücklich darauf hingewiesen, dass sich Stellas Botschaften immer konkret und direkt an jemanden gewendet haben, das heisst, der Heiland hat sich durch Stella immer an jemanden oder zumindest an eine bestimmte Gruppe von Menschen gerichtet. Später, wie man noch sehen wird, hat sich der Heiland insbesondere mit Magdalena Kohler und Josef Stocker, aber auch mit Stella selbst und mit dem «Heiligen Werk» befasst. So finden sich in Stellas «Hei-

landsbotschaften» mehrmals Formulierungen, die Magdalena Kohler «als einzigartig Begnadete» preisen, deren «Seele von übernatürlicher Schönheit» sei und die der Heiland «mit reinster Liebe an sein heiliges Herz gefesselt habe». Er, der Heiland, habe «gewaltige Pläne vor mit ihr», vor allem «grosse Missionsreisen», so dass ihr Leben «ein einziger Gnadenweg sein werde».

Stella, Magdalena Kohler und Josef Stocker erfuhren denn auch durch den Heiland direkt, dass sie die «Heilige Familie» bilden sollten. Ebenso war es der Heiland, der Magdalena Kohler zur Mutter und Führerin der «Heiligen Familie» erkor, und noch einmal war es der Heiland, der durch Stella mitteilen liess, Magdalena Kohler verfüge über eine einzigartige Seelenschau, das heisst über die Fähigkeit, in anderen Menschen auch das Verborgenste, vor allem natürlich sündhafte Wünsche und Gedanken, zu erkennen. Und der Heiland war es, der Josef Stocker zum Beschützer der Familie ernannte, der sie gegenüber der feindlichen Welt zu vertreten hat. Stella indes, innerhalb der «Heiligen Familie» Sternchen genannt, besitzt den Geist und das Herz des Jesuskindes, das seinen Eltern (Kohler und Stocker) treu ergeben ist und ihnen mit allem, was es hat, zur Verfügung steht.

Professor Binder dazu:

«Es ist klar, dass diese Rolle gut zu dem infantilen Wesen Stellas passt, und sie hat sich bald so weit in sie hineingesteigert, dass sie anfing, mit Puppen und Stofftierchen zu spielen, was ihr vorher nie in den Sinn gekommen wäre.»

Die weltweite Aufgabe der «Heiligen Familie», so erklären die «Heilandsbotschaften», ist «das heilige Werk der Seelenrettung». Gottes Strafgericht wird aber trotzdem bald über die Welt kommen. Schwere Katastrophen werden den grössten Teil der Menschheit vernichten. Unter den Überlebenden werden sich alle jene finden, die durch das «Heilige Werk» gerettet worden sind. Die «Heilige Familie» wird einen schweren Weg gehen und manches Kreuz tragen müssen. Das «Heilige Werk»

muss ein Zentrum in Deutschland bekommen. Dort soll Pater Stocker einen neuen Orden gründen. Später, nach der grossen Katastrophe (dritter Weltkrieg mit Atombomben), soll ein Kloster entstehen. Ebenso sagte der Heiland durch Schwester Stella, die «Heilige Familie» brauche bald einmal ein neues, grosses Auto, und ferner müsse die «Heilige Familie» ihre Missionstätigkeit zur Rettung sündiger Seelen so rasch als möglich aufnehmen.

«Man sieht», sagte Professor Binder vor Gericht, «bis zu welchen Dimensionen sich die Wunschträume verstiegen haben, die im Grund der expansiven Triebhaftigkeit von Magdalena Kohler, Josef Stocker und Stella entstammten.»

Sehr oft befahl der Heiland via Stella genau das, was sich entweder Magdalena Kohler, Josef Stocker oder Schwester Stella insgeheim gewünscht hatten. So zum Beispiel befahl der Heiland, Schwester Stella müsse die beiden anderen nach Deutschland begleiten, um dort beim Aufbau des grossen «Heiligen Werkes» zu helfen, während Magdalena Kohler im Grunde genommen dagegen war – womöglich aus purer Eifersucht.

Der Entschluss dieses Trios, nach Deutschland zu reisen, um dort das grosse Werk der Seelenrettung in Gang zu setzen, führte zunächst einmal zu grossen Schwierigkeiten. Die Generaloberin der Borromäerinnen verlangte von Stella, dass diese in das Kloster Grafschaft zurückkehre. Stella aber erklärte, sie habe den Weisungen des Heilands zu gehorchen und nicht irgendwelchen weltlichen Ordensleuten. Auch Stockers Vorgesetzte im Orden der Pallotiner waren gegen die Gründung des «Heiligen Werkes» und verlangten, dass er ins Kloster Herberg zurückkehre, doch auch er verweigerte den Gehorsam, wohlwissend, dass dies zu seiner Exkommunikation führen würde.

Die Zukunft der «Heiligen Familie» war also alles andere als gesichert, als die drei Mitte Mai 1956 aus dem Orient nach Singen zurückkehrten und im Hause der Familie Kohler an

der Erzbergerstrasse 23 Wohnsitz nahm. Erstens einmal wider setzte sich Vater Kohler in zunehmendem Masse, konnte aber durch Stellas «Heilandsbotschaften» bald einmal zur Räsion gebracht werden. Immerhin führten die heftigen Konflikte zwischen Magdalena und ihrem Vater dazu, dass sie sich intensiver noch an Josef Stocker band, auf einmal nicht nur mehr wie an einen Kampfgefährten, sondern wie an einen väterlichen-männlichen Beschützer, wobei erotisch-sexuelle Momente zeitweise sehr stark in Erscheinung traten. Es ist unbestritten, dass es in jener Zeit zwischen Magdalena und Stocker zu konkreten sexuellen Beziehungen gekommen war, dass Magdalena Kohler schwanger geworden war, was sie auch vor Gericht nicht bestritt. Lediglich betonte sie mit Stolz, dass sie beim gelegentlichen Geschlechtsverkehr nichts gefühlt habe und dass es eben auch in den «Heilandsbotschaften» geheissen habe, sie müssten nun mehr und mehr wie Mann und Frau Zusammenleben.

Nicht zuletzt durch die Ereignisse in Ungarn und am Suez konnte das «Heilige Werk» in Singen über einen gewissen Anfangserfolg berichten. Die intensive Verkündigung des Weltunterganges trieb manche «Arme im Geist» zur «Heiligen Familie», abgesehen davon hatte Magdalena Kohler ja schon zuvor so etwas wie einen Gebetskreis um sich geschart gehabt. Dieser Anfangserfolg rief aber auch die katholische Kirche auf den Plan, die laut verkündete, dass das «Heilige Werk» ein purer Schwindel sei, was die «Heilige Familie» wiederum veranlasste, zu behaupten, der Teufel habe sich zum Kampf gegen sie gerüstet. Doch ohne Zweifel war Schwester Stella die Hauptattraktion des «Heiligen Werkes», da sie doch laufend Botschaften vom Heiland erhielt, jetzt Botschaften, die sich natürlich mit den Personen befassten, die sich zum «Heiligen Werk» bekannten. Von grösster Bedeutung wurde freilich, dass der Heiland via Schwester Stella mitteilen liess, dass Rettung nur der erfahre, der sich ganz und fraglos an das «Heilige Werk» hingebte. So ganz und gar und fraglos, wie man jetzt weiss, haben sich zum Beispiel die Familie Hasler (die Eltern der getöteten Bernadette), die Brüder Barmettler und Emil Bettio hingeben.

Schwester Stella aber wurde zusehends kindlicher. Sie spielte mit Puppen und mit Teddybären, sie schrie in Nachahmung kindlicher Töne «schüttele», wenn es zu schneien anfang, in den «Heilandsbotschaften» indes hiess es mehr und mehr, Magdalena Kohler sei die «einzigartig Begnadete», «jeder Tag sei eine Heldentat», sie sei «eine zarte Pflanze der neuen Zeit», alles «hängt nur von dir ab, alles wartet nur auf dein Wort, das überall den letzten Ausschlag gibt».

Dazu Professor Binder:

«Während sich die früheren ‚Heilandsbotschaften‘ nur mit rein religiösen Themen beschäftigten, traten nunmehr sehr weltliche, ja rein materielle und finanzielle Fragen über die Gestaltung des Lebens in Singen je länger je mehr und immer dringender an Stella heran. Es liegt auf der Hand, dass solche Fragen mit den rein religiösen Inhalten der Sekundärperson Stellas, die ja eine Identifikation mit dem Heiland war, nichts mehr zu tun hatten und daher das religiöse Gefühlsleben Stellas überhaupt nicht mehr genügend bewegten, um noch wesentliche Reaktionen ihrer Sekundärperson hervorzurufen. Diese, und damit die ‚Stimme des Heilands‘, bildete also nur noch einen allgemeinen Hintergrund, vor dem dann Stella die sich ergebenden materiellen Fragen mit der bewussten Rationalität ihrer primären Person behandelte. In der klarbewussten, verstandesmäßigen Behandlung dieser materiellen Probleme hat sich Stella vor allem an die Auffassungen und Hoffnungen Magdalena Kohlers gehalten, hie und da aber auch noch einige eigene Wünsche eingeflochten...

Ja, einmal ist in einer ‚Heilandsbotschaft‘ sogar geschrieben worden, dass dem ‚Kind‘ unbedingt ein neuer Teddybär gekauft werden müsse...»

In der Voruntersuchung gab Schwester Stella, die sich lange Zeit vor der Katastrophe vom «Heiligen Werk» absetzte beziehungsweise durch ihre Vorgesetzten ins Kloster zurückgeholt worden war, zu, dass die «Heilandsbotschaften», die sie in Singen geschrieben habe, nichts mehr zu tun gehabt hätten mit

jenen, die sie früher verfasst habe. Ja, sie gab sogar zu, dass es Quatsch gewesen sei. Immerhin hatte sie sich während jener Zeit in Singen darüber keine Rechenschaft geben können, denn sie hatte sich wirklich so intensiv in die infantile Rolle des «Heiligen Kindes» geflüchtet und war so stark in die psychische Abhängigkeit von Magdalena Kohler geraten, dass sie durchaus vor sich selbst die Fiktion aufrechterhalten konnte, es sei alles noch wie früher.

Sehr überschwänglich werden in den Singener «Heilandsbotschaften» die Grausamkeiten Gottes geschildert: Die Sünder werden unter «fürchterlichen Qualen» leiden, sie werden in den «Flammen der Hölle» umkommen, die Erde wird «für alle Ewigkeit in einen dröhnenden Abgrund gestürzt», Mitteleuropa wird durch «Russen und Mongolen» besetzt, «brennende Nebelwände» fegen über die Erde hinweg, «Schlangenraketen» vernichten Städte, «Wasserfluten» überspülen das Land, «Leichengestank» verpestet die Luft, «Pestseuchen» wird es geben, «Totenberge» entstehen, «Säuglinge werden zertreten», «Kindern werden die Hälse durchschnitten», «Menschen werden die Beine abgesägt und Geschlechtsteile abgebrochen», die Zentrale des «Heiligen Werkes» aber wird sein wie die Arche Noah...

Auch was die «Heiligen Eltern» an Vorsorge zu treffen hätten, sagt der Heiland via Schwester Stella sehr präzise: Wieviel und was für Vorräte angelegt werden müssen, wobei sich der Heiland auch zur Sorte der Saucenwürfel (Maggi oder Knorr?) äussert. Auch zu Fragen der Mediziner, die notwendig sein werden, lässt sich der Heiland herab. Gelegentlich unterlaufen ihm freilich Irrtümer, so nennt er Baldrian ein blutstillendes Mittel. Auch in der Atomphysik kennt sich der Heiland nicht mehr aus, unter «Atom» versteht er so etwas wie Giftgas... Dann wiederum wünscht der Heiland, dass im Haus in Singen Ordnung herrsche, dass die Zeiten fürs Schuheputzen, Blumen gießen und Uhrenaufziehen genau eingehalten werden. Auch über die Haartrachten lässt er sich hören und über Modefragen. So befiehlt der Heiland einmal, es sei für eine bestimmte Dame unbedingt ein Kleid «mit einer besetzten und mit einer Taft-

seide eingelegten Falte», für eine andere Dame ein «zweiteiliges Zephyrkleid mit Knöpfen und Zubehör» zu kaufen.

Und da nun auch das Haus an der Erzbergerstrasse (sehr gegen den Willen von Vater Kohler) umgebaut und vergrössert werden soll, hilft der Heiland auch in solchen Fragen mit. Er teilt via Schwester Stella mit, welche Farbe der Badeofen haben soll, wie die Kakteen im Bügelzimmer am besten angeordnet werden, wo das Besenschränkchen hinkommen soll und so weiter. Ebenso beschäftigt sich der Heiland nun auch mit Fragen der Baukosten, oft in sehr vernünftiger Weise. Dann wiederum teilt der Heiland mit, dass endlich ein Mercedes gekauft werden müsse...

Professor Binder führte in seinem Gutachten aus:

«Überblickt man, nachdem sich nun gezeigt hat, wie weitgehend die von Stella geschriebenen ‚Heilandsbotschaften‘ das Leben der ‚Heiligen Familie‘ bestimmt haben, überblickt man insbesondere die Botschaften aus den Jahren 1956/57 noch einmal, so erhebt sich vor allem die Frage, ob die ‚Heilige Familie‘ wirklich daran geglaubt hat, dass diese Botschaften vom Heiland stammen. Was Stella selbst anbelangt, so hat sie ja schon jahrelang vorher im Kloster solche Botschaften des Heilandes geschrieben, die nicht nur von ihr selbst, sondern von ihrer ganzen kirchlichen Umgebung, auch von ihren geistlichen Vorgesetzten für echt gehalten wurden, deren Echtheit auch zu wiederholten Malen von der Kirche öffentlich bekundet worden ist und sogar vom Papste seinen Segen erhalten hat. Diese kirchlichen Kreise haben eben nicht, wie es in diesem Gutachten bisher geschah, eine psychologische Erklärung der besonderen Phänomene bei Stella versucht, sondern ihre metaphysische Deutung für richtig gehalten. Aus der kirchlich immer wieder approbierten Überzeugung heraus, dass die Botschaften wirklich vom Heiland stammen, hat nun Stella in den Jahren 1956 und 1957 etwa 18'000 Seiten weitere solche Botschaften geschrieben – eine Leistung, die schon rein quantitativ nicht möglich wäre, wenn Stella das Bewusstsein gehabt hätte, damit bloss Schindluderei zu treiben. Stella hätte eine Persönlichkeit

von ganz besonders hoher Intelligenz, Unabhängigkeit, Beobachtungsgabe und Selbstkritik sein müssen, um schon in den Jahren 1956 und 1957 zu merken, dass die Botschaften, die sie damals schrieb, nicht von himmlischen Mächten stammten, sondern durch sehr weltliche Motive begründet waren. Es ist klar, dass die infantile, sehr unselbständige und unkritische Stella niemals zu einer derartigen Leistung fähig war, sondern eben an ihrer jahrelangen, kirchlich bekräftigten Überzeugung, die ihr zudem noch die Stellung einer Heiligen gab, festhielt. Sie war so sehr in diese Rolle eingelebt, dass sie sich nicht von ihr lösen konnte, als sie in suggestive Abhängigkeit von M. K. geriet und daher, ohne es selber zu merken, in ihren Botschaften vor allem Triebziele von M. K. zu fördern suchte – und nur nebenbei auch noch einige persönliche Triebwünsche. Da sie viel zu naiv und unkritisch war, um sich dies zum Bewusstsein zu bringen, musste sie hinsichtlich der Botschaften bei ihrer früheren, religiösen Glaubenseinstellung bleiben. – Und was nun M. K. und J. St. anbelangt, so hat auf diese die Tatsache, dass Stella gemäss offiziellem und allgemein bekanntem kirchlichem Urteil tatsächlich Botschaften vom Heiland empfing, natürlich tiefen Eindruck gemacht und sie deshalb von Vorneherein gläubig gestimmt. Sowohl J. St. wie M. K. haben nur deshalb, weil sie zu diesen Botschaften gläubiges Vertrauen hatten, ihre ganze bürgerliche Laufbahn aufs Spiel gesetzt: J. St. diejenige des Priesters und M. K. diejenige einer sozialen Tätigkeit, wenn sie nicht Haushälterin in einer Pfarrei von J. St. werden wollte, woran beide sehr ernsthaft gedacht haben. Gewiss hatten beide etwas phantastische Triebtendenzen, die sie aus einer solchen bürgerlichen Laufbahn herausdrängen wollten, aber sie hätten diesen niemals nachgegeben – wie sie es ja vorher viele Jahre lang nicht getan haben –, wenn sie nicht wirklich geglaubt hätten, der *Heiland* verspreche ihnen durch Stella eine Erfüllung ihrer verborgensten und kühnsten Wünsche. Ohne diese gläubige Einstellung bleibt das ganze Verhalten von J. St. und M.K., insbesondere das radikale Brechen mit der bisherigen erfolgreich und pflichtgetreu erfüllten Laufbahn völlig unverständlich. Es kommt noch hinzu, dass J. St.

und M.K. die 18'000 Seiten der Botschaften Stellas nicht nur genau und wiederholt gelesen, sondern auch viele wesentliche Stellen daraus abgeschrieben, neu geordnet und kommentiert haben; ja: J. St. hat über gewisse Stellen theologische Aufsätze verfasst und ferner ein Buch geplant, in dem er die Grundgedanken der Botschaften Stellas mit denen der Bibel vergleichen wollte, zu welcher Arbeit sich auch bereits Entwürfe vorfinden. Es ist so gut wie ausgeschlossen, dass J. St. und M.K. die Botschaften Stellas derart eingehend verarbeitet hätten, wenn sie sie für blossen Schwindel gehalten und in ihnen nicht wertvolle Aufschlüsse gesehen hätten. Aus allen diesen Gründen muss als höchst wahrscheinlich angenommen werden, dass J. St. wie M. K. mindestens im Prinzip an die Botschaften Stellas glaubten und sie wirklich für Bekundungen des Heilandes hielten. Die affektvollere, radikalere und extremere Natur von M.K. hat allerdings hie und da einen impulsiven Zweifel bekommen, wenn ihr eine Weisung des Heilandes unbegreiflich schien – eine Anfechtung, die auch fast jeder religiös wirklich lebendige Mensch kennt dann hat J. St. sie jeweilen wieder durch irgendwelche gewandten theologischen Erklärungen getröstet. Dass er selber solche Glaubenszweifel schon in leisen Regungen sogleich beiseite schob und verdrängte, dazu wurde er durch das für ihn ungemein starke Motiv veranlasst, weil er durch die Exkommunikation sämtliche Brücken hinter sich abgebrochen hatte und es deshalb für ihn kein Zurück mehr, sondern nur das Weitergehen auf dem einmal beschrittenen Wege geben konnte.»

Der grosse seelische Druck

Vor dem Zürcher Geschworenengericht mussten auch die Eltern des Opfers, Vater und Mutter Hasler, Auskunft geben. Für die Verteidiger erzählte Vater Hasler die Geschichte, wie er sie erlebt hat, auf ein Tonband:

Im Jahre 1952 lernte ich durch Bekannte einen Herrn Lehrer Franz Riester aus Rotzel (Deutschland) kennen, der aufgrund von angeblichen Marienerscheinungen monatlich Wallfahrten organisierte nach Fehrbach in der Pfalz (Deutschland). Herr Riester hatte am Oberrhein eine «Blaue Armee Mariens» gegründet und wollte dieselbe auch auf die Schweiz ausdehnen. Aus diesem Grunde bin ich sehr oft zu Riester nach Rotzel gefahren, um mit ihm zusammen die jeweiligen Wallfahrten zu besprechen. Auf diesen Wallfahrten lernte ich unter andern kennen: Die Herren Barmettler aus Wangen bei Olten; die Familie Ley aus Kienberg SO; Frau Marie Grieder, jetzt wohnhaft in Tann bei Rüti ZH; Familie Peter Weidmann, jetzt wohnhaft in Uerikon ZH.

Während dieser Zeit ist unsere Familie dazu übergegangen, wenigstens während der Wintermonate täglich den Rosenkranz zu beten. Nachdem die angeblichen Muttergotteserscheinungen in Fehrbach aufgehört hatten, in denen immer wieder auf eine schwere Zeit hingewiesen wurde, die in Bälde kommen werde, verlangte Riester weiterhin, dass man das tägliche Rosenkranzgebet zur Bekehrung der Sünder und die Wallfahrten beibehalten solle, denn bis spätestens 1960 werde das dritte Fatima-Geheimnis veröffentlicht, das sicherlich für die Welt nichts Gutes verheisse, und dann würden alle froh sein, recht viel für die liebe Gottesmutter und zur Rettung der Welt getan zu haben.

Diese Verbindung mit Riester blieb dann auch bis 1955 in engem Kontakt. Nach 1955 war für mich die Zeit knapp, und

mein Interesse war nicht mehr so gross, mich mit diesen Dingen zu befassen. So ging ich nur noch selten nach Rotzel. Dies hat dann Riester gerügt und mich gebeten, doch wenigstens zu den Einkehrtagen zu kommen, die er hin und wieder organisierte. Bei solchen Einkehrtagen hatte er jeweils alle zusammengerufen, welche er persönlich gut kannte, um ihnen wieder neuen Ansporn zu geben, bei seinen Wallfahrten mitzumachen und die «Blaue Armee» zu fördern. Herr Riester hatte jedesmal einen Geistlichen zugezogen, der über die Muttergottesverehrung sprach. Riester gab ebenfalls seine Kommentare dazu und machte immer wieder auf die grossen Prüfungen aufmerksam, die der Menschheit bevorstünden, wenn sie sich nicht bekehre, wie es die Gottesmutter in Fatima wünsche.

So geschah es, dass im Oktober 1956 eine Wallfahrt nach Mariastein organisiert wurde, von der ich allerdings nichts wusste, bis meine Frau einen Telefonanruf erhielt von Vater Barmettler. Dieser bat sie, ich möchte doch nach Mariastein kommen. Ich war aber damals Vertreter der Firma Meili, Traktorenfabrik, Schaffhausen, und befand mich gerade an der «Olma» in St. Gallen. So konnte ich an dieser Wallfahrt nicht teilnehmen.

Auf den 1. Dezember 1956 wurde wiederum von Riester ein Einkehrtag angesagt im «Schwarzwälderhof» in Rotzel. Diese Mitteilung erhielt ich von Vater Albert Barmettler. Ich meinerseits hatte keine Lust, dabeizusein. Vater Barmettler aber bat mich dringend, ich solle alles daran setzen, dass ich kommen könne, denn Riester habe für diesen Einkehrtag einen ausgezeichneten Prediger bestellt, der ihm von einem Freunde empfohlen worden sei. Dieser Prediger sei weitherum der beste, den man kenne. Er selber habe ihn schon predigen gehört. Bei der Wallfahrt nach Mariastein habe er in der Kirche gepredigt, es sei ein gewisser Pater Stocker. Nach vielem Reden entschloss ich mich, zusammen mit meinem Vater nach Rotzel zu gehen. Der 1. Dezember 1956 war gerade der erste Adventsonntag. Der Zufall wollte es, dass kurz vorher in der allgemeinen Weltlage eine Krise ausbrach wegen der Streitigkeiten um den Suezkanal. England war bereits im Einsatz am Suez. In der Schweiz wurde das Benzin knapp, und das Autofahren am Sonntag

wurde verboten – gerade am ersten Adventsonntag. Wir fuhren deshalb schon samstags nach Rotzel und kehrten in der Nacht vom Sonntag auf den Montag erst nach Mitternacht wieder heim.

Bei diesem Einkehrtag sah ich zum erstenmal den Pater Stocker, zusammen mit Fräulein Kohler und Olga Endres (Schwester Stella). Stocker hielt im Hause von Lehrer Riester einen Vortrag und wies dabei auf den Ernst der Zeit hin. Ein neuer Krieg drohe der Menschheit und furchtbare Katastrophen werden über die Welt hereinbrechen. Er erklärte uns, dass Magdalena Kohler vom Heiland eine besondere Aufgabe erhalten habe, nämlich zusammen mit ihm und Schwester Stella die Menschen aufzufordern, endlich Busse zu tun und den Willen Gottes bis ins Kleinste zu erfüllen, denn nur so noch könne sich die Menschheit den drohenden Katastrophen entziehen.

Pater Stocker war damals noch im Ordensgewand. Fräulein Kohler sass im Zimmer in einer Ecke und hörte zu. Zuweilen bekräftigte sie die Worte von Stocker oder ergänzte sie. Schwester Stella sass im Zimmer nebenan und schrieb Botschaften. Wir konnten sie erst am späten Abend sehen.

An diesem Tage erfuhren wir zum erstenmal, dass Schwester Stella sogenannte Botschaften schreibt, und es wurde uns von Stocker erklärt, dass der Heiland selber durch die Hand von Schwester Stella diese Botschaften niederschreiben lasse, um den Menschen persönlich darauf aufmerksam zu machen, wie er sein Leben auszurichten habe. Wir sollen nur fest beten, meinte Stocker, dann würden wir auch Botschaften erhalten vom Heiland.

Zum Nachtessen mussten wir ins Wirtshaus gehen. Es waren dabei: Barmettler, Grieder, Weidmann und noch andere. Riester unterhielt sich dann noch allein mit den dreien, und als wir zurückkamen, waren sie – Stocker, Kohler und Schwester Stella – bereits fort. Riester erklärte uns noch kurz, dass er eine Botschaft von Schwester Stella beziehungsweise vom Heiland erhalten habe, ging jedoch nicht weiter darauf ein. Nach 24 Uhr fuhren wir dann über die Grenze zurück nach Hause und erzählten am Morgen daheim unsere Erlebnisse.

Acht Tage später kam Riester zu mir ins Haus und meldete, er komme im Auftrag der drei. Sie seien bei ihm gewesen und hätten ihm einen Auftrag vom Heiland überbracht. Der Heiland verlange, so sagte er, dass ein Wagen angeschafft werde. Dieser soll dazu dienen, dass die drei die Botschaft von Fatima besser verbreiten können. Die Ausbreitung der Botschaft von Fatima sei ihre Mission, und wir sollen doch mithelfen, dies zu verwirklichen, da es doch Gottes Wille sei. Er habe mit seinen Freunden zusammen die Sache eingehend geprüft und sie sei wirklich echt. Er selber habe vorgehabt, für sich einen Wagen zu kaufen, und müsse nun zurücktreten, um den Wunsch des Heilandes erfüllen zu können. Barmettlers und Weidmanns waren auch anwesend.

Am 18. Dezember kamen ganz überraschend Herr Riester und die drei, Stocker, Kohler und Schwester Stella, mit ihrem VW zu uns. Sie sagten, der Heiland habe sie zu uns geschickt und es bedeute dies eine grosse Gnade für uns, dass sie in unser Haus kommen dürfen. Es sei eine tiefe Herablassung Gottes. Sie brachten mir eine Botschaft mit, von Schwester Stella geschrieben, worin ich aufgefordert wurde, täglich den Rosenkranz zu beten. Riester äusserte dann den Wunsch, Stocker möge in Singen einen Einkehrtag abhalten, an dem alle, die sie nun kennenlernen durften, teilnehmen sollen. Dies wurde dann auch beschlossen und der Tag auf den 26. Dezember 1956 (Stephanstag) festgesetzt.

Am Stephanstag waren in Singen anwesend: alle von Barmettlers, Frau Grieder, Herr und Frau Weidmann, Familie Riester und unsere Familie. Im Hause Erzbergerstrasse 23, wo Fräulein Kohler wohnte, las Stocker eine heilige Messe und teilte auch die heilige Kommunion aus. Alles schien in bester Ordnung zu sein. Ob Stocker damals schon im Hause wohnte, wissen wir nicht. Stocker hielt den ganzen Tag über Vorträge, worin er uns aufforderte, in den Dienst der lieben Gottesmutter einzutreten, denn sie wolle uns in den kommenden Katastrophen beschützen. Die Menschheit gehe mit Riesenschritten dem Abgrund entgegen. Nur die totale Auslieferung an den Willen Gottes und die Gottesmutter könne noch Rettung sein.

Stocker sprach überzeugend, und alle waren begeistert. Einzelne erhielten auch wieder Botschaften, von Schwester Stella geschrieben. Am späten Abend fuhren wir wieder heim.

In der Folgezeit wurde die Verbindung immer enger. Riester brachte in Deutschland bald neue Mitglieder dazu, tatkräftig mitzuhelfen, dieses Werk, das sich «Heiliges Werk» nannte, zu unterstützen. Bald wurde der Mercedes 300 gekauft. Stocker und Kohler besorgten dies allein, denn sie sagten, sie müssten den kaufen, den der Heiland bestimmt.

Anfangs Februar 1957 kamen die drei überraschend zu mir nach Hellikon und sagten, sie müssten auf Befehl vom Chef (= Heiland), wie sie oft sagten, eine Fatimastatue anschaffen. Vater Barmettler und ich sollen mit ihnen nach Basel fahren, um eine anzusehen, die der Chef schon bereitgestellt habe für sie. Tatsächlich war auch eine Statue zu finden, doch mussten Vater Barmettler und ich anderntags extra nochmals nach Basel fahren, um sie zu kaufen, denn sie, die drei, hätten mit dem Kauf nichts zu tun, sagten sie. Die Statue wurde dann am 13. Februar 1957 in Form einer Prozession nach Singen gefahren. Die drei waren auch dabei. Später gab es in Singen eine feierliche Thronerhebung, wo die Statue in einem bestimmten Raum auf ein Podest gestellt wurde zur Verehrung. Hier wurden in der Folgezeit alle Andachten gehalten, und es wurde gewünscht, dass man möglichst viel dahin kommen solle, um zu beten. Jeder kann kommen, wann er will und so oft er will, für jeden soll es das Heim sein, das Heim der Mutter.

Im Februar 1957 mussten die drei mit dem Mercedes die Reise nach Fatima antreten, die von Fräulein Kohler schon lange vorausgesagt worden war. Bis zu dieser Zeit war Stocker nicht exkommuniziert. Erst jetzt begann so recht der Druck von Seiten der Kirche, die alles daransetzte, um Stocker wieder ins Kloster zurückzubringen. Es wurde Stocker mitgeteilt, dass er exkommuniziert sei, wenn er nicht gehorche. Fräulein Kohler behauptete, es sei der Wille des Heilandes, dass sie gemeinsam das Heilige Werk aufbauen, um das Reich der Liebe und des Friedens vorzubereiten. Das Heilige Werk sei kein von Menschenhand geschaffenes Werk, sondern das Werk Gottes. Von

IHM ins Leben gerufen und von IHM geleitet. Man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Gott habe alle drei zusammengeführt und keines dürfe zurück, sonst fahre es in die Hölle. Stocker bekräftigte immer wieder, dass ihn niemand von seinem Entschluss abbringe. Es sei für ihn nicht leicht gewesen, ja zu sagen, doch wenn der Heiland ruft, müsse auch er gehorchen. Der Heiland mache es auch heute noch so wie bei den ersten Aposteln. Er sagt nur: «Komm und folge mir!» Und dann heisst es, alles liegenlassen, um ihm nachzufolgen.

Bevor sie die Reise nach Fatima antraten, kamen alle drei zu mir nach Hellikon und blieben einige Tage hier. Wir besorgten miteinander noch einige Einkäufe. Auch wurden Besuche empfangen. Zum Beispiel kam Riester mit Frau und brachte Zahnarzt Stoll aus Laufenburg (Baden) und dessen Frau mit. Diese hatte er einige Zeit vorher mit den dreien bekannt gemacht. Fräulein Kohler wiederholte immer wieder, dass man ihnen von Seiten der Kirche Schwierigkeiten machen wolle und dass man Pater Stocker und Schwester Stella wieder ins Kloster zurückholen wolle. Sie erzählte auch, wie sie und Stocker die Schwester Stella einmal aus dem Kloster befreit hätten mit Hilfe ihres Bruders, Georg Endres.

Anfangs März 1957 fuhren die drei weg nach Fatima und waren zirka vierzehn Tage fort. Stocker hatte für diese Reise weltliche Kleider angezogen. Dies sei, so sagten sie, der Wille Gottes. Seither trug er nie mehr das Ordensgewand.

Nach ihrer Rückkehr machten sie überall bei den Mitgliedern, die ihnen treu ergeben waren, Besuche und erzählten ihre Erlebnisse. Auch wurde allen klargemacht, dass sie in Fatima erneut den Auftrag erhalten hätten, als Heilige Familie zusammenzuleben und dass ihre Sendung von Fatima ausgehe, dass die Welt durch sie erneuert werden müsse und dass alle Mitglieder aufgerufen seien, mitzuhelfen, die Welt zu erneuern im Sinne der Botschaft von Fatima. Vielfach musste ich mit meinem Wagen mit ihnen zu den Mitgliedern fahren, um im Schutze des Schweizer Wagens, wie sie sagten, nicht so leicht erkannt zu werden von den Feinden. Den Mercedes 300 liessen sie bei uns stehen.

In der folgenden Zeit sprach Fräulein Kohler viel über einen Erweiterungsbau ihres Hauses, das jedoch damals noch ihrem Vater gehörte. Dieses Haus, sagte sie, müsse ausgebaut werden zu einer Zufluchtsstätte für gute Menschen, die in den kommenden Katastrophen in Not geraten, die Gott aber retten will. Ebenfalls soll es zugleich eine Zentrale geben für die Mitglieder des Heiligen Werkes, wo sie nach Belieben ein und aus gehen können und von wo aus der eigentliche Aufbau des Reiches der Liebe und des Friedens stattfinden soll. Sie habe die Aufgabe der Seelenreinigung, und alle Menschen müssten sich durch sie reinigen lassen. Sie habe die Gabe der Seelenschau und könne jedem Menschen, der vor ihr stehe, die Sünden sagen. Sie sehe jeden Menschen so, wie er vor Gott stehe. Sie sei das lebendige Gericht Gottes, und wer sich durch sie reinigen lasse, der habe das Gericht Gottes nicht mehr zu fürchten.

Was den Um- und Anbau im Hause Erzbergerstrasse 23 in Singen betrifft, wurde meistens mit Riester, Zahnarzt Stoll und einem gewissen Herrn Frommherz aus Görwil im Hotzenwald (Deutschland) gesprochen, die sich auch bereiterklärten, den Umbau zu finanzieren. Stoll versprach der Fräulein Kohler einen Bausparvertrag in der Höhe von zirka 50'000 Franken, und von Frommherz wurde laut Botschaft verlangt, er solle seinen Wald verkaufen, der auch zirka 50'000 Franken einbringen sollte. Beide erklärten sich bereit, dies zu tun, um hierin den Willen Gottes zu erfüllen.

Im Laufe des Monats Juni oder Juli 1957 wurde das Haus des Vaters Kohler auf Magdalena Kohler überschrieben, damit sie frei darüber verfügen konnte.

Im August 1957 kam plötzlich der Verein zur Sprache. Auf höhere Anweisung hin, sagten sie, müsse ein Verein gegründet werden, damit nach aussen hin freier gearbeitet werden könne. Der Name des Vereins soll heissen: Internationale Familiengemeinschaft zur Förderung des Friedens. Am 15. August wurde der Verein gegründet und auf dem Amtsgericht Singen eingetragen. Der Vorstand wurde, wie alles andere, vom «Heiland» bestimmt, und ich wurde als Präsident des Vereins benannt. Der Vorstand sollte dafür sorgen, dass der Bau hoch-

kommt, und zwar müsse das Dach noch vor dem Winter erneuert werden. Fräulein Kohler bestellte den Architekten und liess die Pläne für den Bau ausarbeiten. Stoll und Frommherz sicherten ihr mündlich ihre finanzielle Hilfe zu, und im Herbst wurde angefangen mit Bauen.

In der Zwischenzeit gesellte sich, durch Riester angeregt, ein gewisser Dr. Münzer, Arzt aus Wehr (Deutschland), dazu, der ebenfalls Mitglied werden wollte. Im Dezember 1957 war der Rohbau und das Dach soweit fertig. Da gab es langsam Schwierigkeiten mit der Finanzierung. Der Bausparvertrag von Stoll war immer noch nicht überschrieben, und Frommherz hatte den Wald auch noch nicht verkauft. Stoll hatte lediglich einmal 10'000 Mark nach Singen gebracht, und einmal gab er mir 5'000 Mark mit nach Singen, als ich dorthin fuhr. Die ausgeführten Arbeiten am Haus waren natürlich viel, viel höher. Stoll musste wiederholt aufgefordert werden, die Überschreibung des Bausparvertrages voranzutreiben, damit man nicht in grössere Schwierigkeiten gerate. Stoll versicherte, es werde demnächst geschehen.

Am 1. Januar 1958 war es dann soweit. Stocker telefonierte mir, ich solle nach Singen kommen mit Frau und den beiden Kindern. Dies tat ich, und als wir dort ankamen, wurde mir bekanntgegeben, Stoll habe angerufen. Wir sollen nach Laufenburg kommen, um den Bausparvertrag zu unterschreiben. Um 18 Uhr sollten wir dort sein. Stocker, Kohler, meine Frau und ich fuhren also nach Laufenburg. Schwester Stella und unsere Kinder blieben in Singen. Als wir im Hause von Stoll waren, kam jedoch nicht der Bausparvertrag zur Sprache, sondern Stoll, Dr. Münzer und Riester fielen über Stocker und Fräulein Kohler her, verlangten die 15'000 Mark zurück und schrien, sie seien jetzt von ihnen genug belogen und betrogen worden. Es gab eine harte Auseinandersetzung hinter verschlossenen Türen. Fräulein Kohler musste noch am gleichen Abend drei Schuldscheine unterzeichnen, die sie innert Monatsfrist zurückzuzahlen habe, für Stoll 5'000 Mark, für Frommherz 10'000 Mark und für Dr. Münzer 1'200 Mark.

Stoll war bei dieser Auseinandersetzung nur kurze Zeit anwe-

send. Er fuhr nämlich, ohne dass wir es wussten, bald weg nach Singen und holte dort die Schwester Stella aus dem Hause Erzbergerstrasse 23 unter dem Vorwand, sie müsse zu Stocker und Kohler kommen, um zu schreiben. Schwester Stella ging mit, kam aber nicht nach Laufenburg in das Haus von Stoll zu Stocker und Kohler, sondern wurde auf Umwegen und auf Nimmerwiedersehen in ein Karmeliterinnenkloster nach Weiden zurückgeführt. Dies erfuhren wir allerdings erst, als wir wieder nach Singen zurückkamen.

Hier wäre noch ein Grund zu erwähnen, warum die Herren Stoll, Riester und Dr. Münzer Zweifel an der Echtheit des Heiligen Werkes bekamen und den angeblichen Glauben an Stocker und Kohler verloren: Fräulein Kohler wurde gegen Ende des Jahres 1957 am Leib immer fester. Die drei genannten Herren, die oft mit ihr zusammenkamen, vermuteten deshalb immer mehr eine Schwangerschaft. Dr. Münzer, der Frauenarzt ist, hielt ihr dies auch am 1. Januar vor. Ob dem tatsächlich so war, wissen wir nicht. Uns hat sie und Stocker immer und immer wieder gesagt, dass sie schwer leidend sei an der Leber und dass diese von Zeit zu Zeit sehr stark anschwellen und ihr furchtbare Schmerzen verursachen. Sie hätte dies alles zu leiden um der sündigen Menschen willen und wegen denen, die nicht auf den Willen Gottes eingehen wollen. Es sei ein grosses Geheimnis um ihren Leib, das man erst nach ihrem Tode erfahren werde. Auch ihre Mutter sei krank gewesen an der Leber und habe die gleichen Anschwellungen gehabt. Fräulein Kohler zeigte auch eine Foto, nach der ihre Mutter nach dem Tode noch so angeschwollen war. Jedenfalls wollte die Polizei in Waldshut diese Aussagen von Dr. Münzer, Stoll und Riester abklären, und wenn Fräulein Kohler damals gefasst worden wäre, dann wäre sie sicher untersucht worden.

Kurz nach dem 1. Januar 1958 telefonierte mir Hildegard, die Schwester von Fräulein Kohler, ich solle sofort nach Singen kommen. Es gehe der Magdalena nicht gut. Sie sei im Bett. Ich fuhr nach Singen, um mich zu erkundigen. Als ich ankam, sagte Hildegard zu mir, Magdalena sei schwer krank, die Geschwüre seien ihr aufgegangen und sie habe viel Blut verloren.

Hildegard führte mich in das Zimmer, wo Fräulein Kohler im Bett lag. Stocker war auch dort. Da wurde Magdalena böse, weil ich gekommen war. Sie schimpfte mit Hildegard, sie habe ihr doch ausdrücklich gesagt, dass sie mir nicht telefonieren dürfe. Dann bestätigte sie mir ebenfalls, dass ihr die Geschwüre aufgegangen seien und dass sie geglaubt habe, sterben zu müssen. Stocker sagte, sie hätten in der letzten Verzweiflung schon den Arzt rufen wollen, dann sei es aber wieder besser geworden. Nach etwa vierzehn Tagen musste ich beide, Stocker und Kohler, in Singen abholen. Sie kamen zu mir heim. Fräulein Kohler war sichtlich eingefallen. Bei uns daheim nahmen sie dann die Suche nach der Schwester Stella auf. Zu diesem Zweck musste ich, mit andern Mitgliedern zusammen, zweimal nach Immenstadt fahren ins Elternhaus von Schwester Stella, wo ihr Bruder wohnt. Ein andermal fuhr ich nach Freiburg im Breisgau und einmal nach Weiden, wohin Schwester Stella gebracht worden war. Ich sollte versuchen, Schwester Stella zurückzubekommen. Fräulein Kohler behauptete immer, Schwester Stella sei entführt worden und sei jetzt in einer Gewissensnot, denn sie wisse genau, welche Aufgabe sie vom Heiland her habe, dass sie nicht mehr ins Kloster zurückdürfe, sondern zu ihnen gehöre und auch gehören wolle. Sie seien jetzt die Eltern für Schwester Stella. Stella sei ihr Kind und wir müssten alles daran setzen, dass sie wieder zurückkommen könne. Gott habe sie drei als Familie zusammengeführt und kein Mensch dürfe sie gewaltsam trennen. Und jeder, der nicht mithilft, dass sie wieder zusammenkommen, hat eine schwere Verantwortung zu tragen. Die andere Partei tat das ihrige und erstattete Anzeige in Waldshut wegen Betrug, indessen die beiden bei mir logierten. Nichtsahnend wollte ich am 4. Februar 1958 nach Singen fahren, um Geld zu bringen für den Bauunternehmer. An der Grenze in Waldshut wurde ich verhaftet und nach stundenlangem Verhör eingesperrt. Erst nach neun Monaten wurde ich in zweitägiger Verhandlung freigesprochen und entlassen. Die beiden andern, die sich bei mir daheim versteckt hielten, wurden dadurch aber nicht abgeurteilt, denn die Anklage wurde von Anfang an gesondert geführt. Es hiess: «Die gesondert

Verfolgten, Stocker, Kohler und Hasler.» Das Verfahren für die beiden blieb offen.

Auf unserer Seite hat Fräulein Kohler den ganzen Prozess geleitet, natürlich ohne dass sie irgendwo existierte. Die Mitglieder mussten für sie bellen und mit dem Anwalt konferieren. Sämtliche Zeugen wurden durch sie bestimmt und dementsprechend vorbereitet für die Verhandlung. Kohler und Stocker schrieben zusammen auch eine Abhandlung in Briefform an Schwester Stella mit über 400 Seiten und schickten diese kurz vor der Hauptverhandlung an das Amtsgericht in Waldshut und ins Kloster nach Weiden. Dieses Buch warf allerdings viel Staub auf, weil es voll war von Anschuldigungen gegen Stoll, Riester, Dr. Münzer, die Schwester Oberin der Borromäerinnen und verschiedene kirchliche Würdenträger. Die meisten Mitglieder unserer Familiengemeinschaft, die als Zeugen an der Hauptverhandlung anwesend waren, wurden verhaftet, weil sie bestätigen mussten, sie hätten das Buch geschrieben. Die Haftbefehle lauteten: Widerstand gegen die Staatsgewalt und falsche Anschuldigung hoher kirchlicher Würdenträger.

Verhaftet wurden mein Vater, meine Frau, meine beiden Brüder Oskar und Eugen, Frau Anna Wermuthäuser, Frau Käthe Schlich, Herr und Frau Weidmann. Nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis traf ich daheim die beiden, Stocker und Kohler, im Neubau an, wo sie sich die ganze Zeit über aufgehalten hatten. Sofort musste ich durch den Anwalt mit dem Amtsgericht Waldshut Verbindung aufnehmen, um die Gefangenen durch eine Kautionsfreizubekommen. Wie es immer war, wusste auch jetzt Fräulein Kohler die Not gut auszunützen. Sie schickte mich zu einer gewissen Frau Grundler in Singen. Ich musste sie fragen, ob sie in der Lage wäre, die 5'000 Mark für die Kautions zu geben. Sie gab das Geld, und nach vier Tagen wurden alle wieder freigelassen. Die Abhandlung wurde zu dem Zwecke geschrieben, dass der Prozess weitergehen sollte. Der Justiz war es jedoch klar, wer dieses Buch geschrieben hatte. Nach einer geraumen Zeit wurde das Verfahren wegen Geringfügigkeit eingestellt.

In der Folgezeit war es die Hauptbeschäftigung von Stocker

und Kohler, einen Prozess anzustreben gegen Stoll, Riester, Doktor Münzer und Pater Bonifaz. Es gelang ihnen jedoch nie. Mit uns Hausgenossen waren sie anfänglich die Liebe selber, und sie standen uns mit Rat und Tat zur Seite. Sie hielten Exerzitionen im Haus für die Hausbewohner, es wurde jeden Abend gemeinsam der Rosenkranz gebetet und von Stocker täglich die heilige Messe gelesen. Meine Frau kochte für die beiden, und jedes von uns gab sich Mühe, das schwere Los mit ihnen zu teilen. Durch die lange Haft hatte ich meine ganze Existenz als Maschinenvertreter verloren, und es blieb mir nichts anderes übrig, als daheim die Landwirtschaft zu vergrössern, die wir vorher eigentlich aufgeben wollten. Fräulein Kohler behauptete zwar, der Heiland verlange von mir, dass ich die Landwirtschaft weiter betreibe, um so vieles in den kommenden Katastrophen retten zu können, denn was von den Mitgliedern des Heiligen Werkes erarbeitet wird, bleibt für die Zukunft erhalten. Ein Jungmann aus unserem Dorf, der sich ebenfalls zu unserer Familiengemeinschaft bekannte, hatte auch einen Bauernbetrieb. Da er selber aber kränklich war und nur noch seine alte und kranke Mutter bei sich hatte, musste ich, zusammen mit meinem Vater und meiner Frau, auch diesen Betrieb noch bewirtschaften, neben dem unsrigen. Dies war natürlich eine grosse Belastung für uns, doch wurde es einfach verlangt, es sei der Wille Gottes. Später merkten wir, dass Fräulein Kohler die beiden Betriebe zusammenschmelzen wollte. Da wir wussten, dass dies nie Zustandekommen wird, weil der Besitzer dieses andern Betriebes nicht genügend glaubensstark war und zudem seine alte Mutter, die nicht Mitglied der Gemeinschaft war, solches nie zugeben wird, äusserten wir dahingehende Bedenken. Diese Äusserungen waren schon zuviel. Fräulein Kohler fuhr uns hart an und sagte: «Ihr seid dagegen, weil *ihr* nicht wollt. Ihr seid zu feige, den Willen Gottes zu erfüllen, zu feige, ja zu sagen zu dem, was Gott will. Wenn der Heiland mir sagt, dass dies zustandekommt, dann geht es auch bestimmt, aber es braucht euren Glauben und euer Wollen. Ihr seid verantwortlich, wenn soundso viel nicht erfüllt werden kann, und euch wird es auch in alle Ewigkeit auf die Seele gebrannt. Soundso

viele Seelen können nicht gerettet werden durchs Heilige Werk, wenn nur eines der Mitglieder zu feige ist, ja zu sagen zu dem, was Gott will. Auch die Gottesmutter musste ihr ‚fiat‘ sprechen, und ein heiliger Josef musste ja sagen zu dem, was Gott von ihm wollte, ob gelegen oder ungelegen. Wehe euch, wenn ihr die Pläne Gottes durchkreuzen wollt. Gott kommt ans Ziel, er braucht euch nicht. Er braucht euch aber dann in der Ewigkeit auch nicht. Dann könnt ihr auch zu denen hinunterfahren, die gesagt haben: ‚Non serviam – ich diene nicht.‘ Wenn ihr den Willen Gottes nicht bis ins Kleinste erfüllen wollt, dann gibt es für uns auch kein längeres Bleiben mehr im Hause Hasler, denn wir können nur dort sein, wo Gottes heiliger Wille erfüllt wird. Aber eines sage ich euch: Wenn wir fort müssen hier aus diesem Haus wegen euch, dann geht es euch schlecht. Der ganze Zorn Gottes wird über euer Haus kommen und kein Stein wird auf dem andern bleiben. Sobald der Krieg losgeht, werden die Bomben krachen. Ihr könnt jetzt machen, was ihr wollt, die Verantwortung traget ihr. Jeder Ungehorsam muss von euch wieder gesühnt werden.»

Diese Szene kann man als Anfang der Wehen bezeichnen. Sie war nur auf meine Frau und mich gerichtet. Dies war gegen Ende 1959. Von jetzt an stieg langsam der Kurs für Oskar und Eugen, und ihnen war die Liebe zugetan, wir zwei mussten ja sühnen.

Dann kam die Weihnacht 1959. Wie normal kauften wir unsern beiden Kindern die Geschenke selber. Das war falsch. Nie hätten wir das Recht gehabt, sagte Fräulein Kohler, den Kindern Geschenke zu kaufen, ohne sie zu fragen oder mit ihnen darüber zu sprechen. Ob wir denn noch nicht begriffen hätten, dass sie eigens vom Heiland aufgestellt worden seien, uns und alle Mitglieder zu lenken und zu führen, auch was unsere Kinder betreffe. Gott habe höhere Ziele vor mit unseren Kindern, als dass man ihnen noch Spielsachen kaufen müsse. Die Kinder müssten auf das hin geschult werden, was Gott mit ihnen vorhabe. Jedes Dreinreden war schwere Sünde, und wir mussten uns ihren Anordnungen fügen. Das Weihnachtsfest war für uns zerschlagen.

Stocker seinerseits half natürlich seiner Magdalena. Nach solchen Wutausbrüchen, bei denen Fräulein Kohler Lautstärke 10 eingeschaltet hatte, versuchte Stocker uns weiszumachen, dass das nicht die Magdalena sei, die so heftig werde, sondern es sei der Zorn Gottes, der aus ihr spreche und der sie so rebellisch mache, wenn ein Mensch vor ihr stehe, der nicht ganz auf den Willen Gottes eingehen wolle. Jedes Wort komme so aus ihrem Mund, wie der Heiland es ihr auf die Zunge lege. Es seien keine menschlichen Gefühle mit im Spiele, weshalb auch der Name der Person nicht massgebend sei, sondern jeder, und heiße er wie er wolle, bekomme das zu hören, was seine Seele brauche. Es sei eine Gnade, wenn man von ihr zurechtgewiesen werde, denn dies sei eine Vorwegnahme des göttlichen Gerichtes. Wohl dem, der sich ihr unterzieht; Verderben und Verdammnis dem, der sich ihr widersetzt. Und Kohler bestätigte, dass es wie ein Feuer in sie hineinfahre, wenn etwas mit dem Willen Gottes nicht übereinstimme. Wenn wir den Heiland in diesem Moment sehen könnten, wenn er so feurig ist, wir würden sterben vor Schreck. Der Zorn Gottes werde für uns nur dadurch abgeschwächt, weil alles durch ihre Seele gehe, weil sie zwischen Gott und Mensch stehe.

Das Jahr 1959 brachte wiederum nicht die erwartete Freiheit für Stocker und Kohler. Fräulein Kohler glaubte immer, dass sie eines Tages vom Waldshuter Gericht freigesprochen würden und probierte durch mehrere Anwälte einen Prozess gegen Stoll, Riester und Münzer einzuleiten, was aber immer wieder misslang. Nebenbei wurde die Gemeinschaft, das heisst die Mitglieder, auf ihre grosse Aufgabe aufmerksam gemacht, nämlich auf die vollkommene Hingabe an Jesus und Maria, und zwar mit Hab und Gut, mit Leib und Seele. Dies geschah durch wöchentliche Vorträge. Die Gemeinschaftsmitglieder kamen jeden Donnerstagabend in unserem Haus zusammen, jedoch ohne dass sie Stocker oder Kohler gesehen hätten. Die Versammlungen fanden in der unteren Stube statt. Es durfte auch niemand wissen, wo Stocker und Kohler sich aufhielten. An diesen Zusammenkünften wurde zuerst gemeinsam der Rosenkranz gebetet, und nachher wurde ein Tonband abgespielt, auf das Stocker vorher

einen Vortrag draufgesprochen hatte. Die Gemeinschaftsmitglieder waren jedoch der Meinung, diese Predigten seien vor dem 1. Januar 1958, also vor der Verfolgung, aufgenommen worden. Uns war es schwer verboten, jemandem etwas zu verraten. Ab und zu mussten auch ich, Oskar oder Eugen zusätzlich ein paar Worte sprechen, was Stocker und Kohler uns vorher aufgetragen hatten.

Vom Verein durfte nicht mehr gesprochen werden, weil dies Fräulein Kohler nicht mehr duldete. Es gab auch keinen Vorstand mehr, nachdem Stoll und Frommherz ausgetreten waren durch ihre Betrugsanzeige. Neue Vorstandsmitglieder wurden keine mehr gewählt. Alles wurde durch Kohler und Stocker allein dirigiert.

Allmählich wurde damit begonnen, einzelnen, bestimmten Mitgliedern Klarheit über den Aufenthaltsort von Kohler und Stocker zu geben. In Abständen durften diese dann direkte Verbindung mit ihnen aufnehmen. Es wurde jeweils genau von Fräulein Kohler bestimmt, wann sie kommen durften. Unter andern waren es: Barmettlers, Margrit und Maria Ley, Anna und Ernst Wermuthäuser, Frau Brüchig (die Schwester von Stocker).

Jedes Mitglied wurde gesondert von den beiden geführt und nach ihrem Gutdünken geformt, soweit es sich formen liess. Wer nicht gerade bereit war, ihren Willen, der ja immer der Wille des Heilandes war, mit Freuden anzunehmen, hat meistens bittere Erfahrungen gemacht.

Es wurde von jedem die totale Hingabe und die vollständige Auslieferung verlangt, auf Biegen oder Brechen, entweder-oder. Dies wurde in jeder Ansprache bei der heiligen Messe hervorgehoben und geht auch hervor aus den vielen Tonbändern, die alle von Stocker aufgenommen wurden. Zwischendurch gab es wieder einmal eine sogenannte Konferenz, von Stocker und Kohler geleitet, zu der alle eingeladen wurden, die zu ihnen Zutritt hatten. Solche Konferenzen waren immer ein Stück Hölle, und alle zitterten, wenn es hiess: Konferenz. Hier nämlich wurden die Fehler Einzelner vor allen andern aufgedeckt und gebrandmarkt und dem Schuldigen das Kapitel verlesen.

Keines wusste, wer drankommt, denn jedem war klar, dass auch er Fehler hat. Dies, behauptete Kohler, sei ein Stück Gottesgericht und eine Vorwegnahme des Fegfeuers. Sie sei das lebendige Gericht Gottes und wer auf sie nicht höre und ihre Anordnungen nicht befolge, der werde auch von Gott verworfen. Wer dem Willen des Ewigen Vaters ausweiche, der durch sie kundgetan werde, den werde sie eine ganze Ewigkeit lang anklagen. Sie werde am Jüngsten Gericht an der Seite des Heilandes stehen und ein Mitspracherecht haben beim Urteil. Stocker untermauerte ihre Aussprüche jeweils mit theologischen Beweisen und Stellen aus der Heiligen Schrift, so dass wir zum Glauben gezwungen waren.

Unsere Kinder mussten an solchen Sonntagen, an denen Besuch kam oder Konferenzen stattfanden, jeweils nach Singen fahren, damit sie nichts merkten vom ganzen Geschehen.

Die schlimmsten Zeiten, vor denen wir immer bangten, waren die Fastenzeit und der Advent. In diesen Wochen wurde nur von Seelenreinigung gesprochen.

In Ansprachen und auf Tonbändern wurde immer auf die Unzulänglichkeit, Bequemlichkeit, Faulheit und Nachlässigkeit der Mitglieder hingewiesen. Stocker betonte, die Mitglieder allesamt seien schuldig, dass sie drei noch nicht die Freiheit erlangt hätten und noch nicht in der Öffentlichkeit wirken könnten. Der Heiland werde sie so lange in der Verbannung lassen, bis alle Mitglieder voll und ganz das tun, was er von ihnen verlange, bis sich jedes Mitglied dem Willen Gottes beuge. «Nicht die Feinde sind es, die unser öffentliches Wirken verhindern, sondern die Mitglieder des Heiligen Werkes, weil sie nicht ganz auf das eingehen, was Gott will», so Stocker und Kohler.

Es war im Frühjahr 1960. Meine Frau war in Erwartung seit Ende 1959. Nach all dem Gehörten, was im Heiligen Werk verlangt wird, war es uns schwer, Stocker und Kohler davon etwas zu sagen. Wohl oder übel mussten wir uns doch entschliessen, ihnen davon Kenntnis zu geben. Wir unsererseits freuten uns auf ein weiteres Kind und auch die Kleinen hofften immer auf ein Geschwisterchen. Als jedoch meine Frau zu Stocker und

Kohler etwas davon sagte, gab es kein gutes Echo. Fräulein Kohler schrie auf, sie wisse nichts vom Heiland her, dass wir noch ein Kind haben sollten. Es stimme auch nicht, meine Frau tue nur so. Sie sei eine Lügnerin.

Nun begann für meine Frau eine schlimme Zeit. Sie wurde als Teufelsweib hingestellt, könne nicht kochen und nicht arbeiten, könne keine Ordnung halten und keine Kinder erziehen. Sie sei zu faul für alles. Was sie koche, sei kaum zu geniessen. Bei jeder Gelegenheit wurde meine Frau schikaniert.

Eines Tages musste ich vor Stocker und Kohler hintreten, um anzuhören, was sie alles an meiner Frau auszusetzen hatten: Sie sei bequem und tue nicht das, was der Heiland von ihr verlange. Sie habe ihre Aufgabe im Heiligen Werk nicht erfüllt. Der Heiland sei zornig auf sie. Wir beide müssten viele Opfer bringen, um den Heiland wieder zu versöhnen. Dann erzählten sie mir, es sei eines Tages jemand die Treppe heraufgekommen. Sie wussten nicht, wer es war, denn die Person habe einen Schlangenkopf gehabt. «Als ich recht hinschaute», sagte Fräulein Kohler, «war es Leny.»

Stocker erklärte mir dann, dass Magdalena die Gnadengabe der Unterscheidung der Geister habe, und Leny, meine Frau, habe sich jetzt als falsche Schlange gezeigt. Leny habe auch gesagt, sie sei in Erwartung, das stimme aber nicht, sondern sie sei ein hysterisches Weib und bilde sich solche Sachen ein. Sie, Fräulein Kohler, wisse nichts von einer Schwangerschaft. Leny sei sogar eines Tages gekommen und habe um den Segen gebeten für das Kind, sie verspüre nun Leben. Stocker habe ihr den Segen gegeben, aber nicht für das Kind, sondern dass die Wahrheit an den Tag komme. Leny tue nur so, weil sie sich drücken wolle von der Arbeit. Sie, Kohler, werde ihr aber zeigen, was eine Frau alles zu arbeiten vermag, auch bei einer Schwangerschaft.

In der Folgezeit musste meine Frau mit den beiden Kindern fast jeden Morgen zu Fuss nach Wegenstetten gehen, um in der Pfarrkirche die Frühmesse zu besuchen. Dies sei, so sagten sie, zur Vorbereitung auf die heilige Erstkommunion, denn die kleine Magdalena sollte am kommenden Weissen Sonntag zum

ersten Male die heilige Kommunion empfangen. Je näher es dem Weissen Sonntag entgegenging, desto mehr wurde meine Frau dazwischen genommen. Es wurde ihr vorgeworfen, was sie alles versäumt habe an dem Kind, es sei zuwenig vorbereitet. Wir müssten die Verantwortung tragen, wenn das Kind nicht die richtige Auffassung habe vom Heiland. Meine Frau konnte tun, was sie wollte, es war einfach nicht recht. Sie musste immer wieder nach oben, wo sie gerügt wurde von den beiden.

Als dann der Vorabend des Weissen Sonntages kam, klagte Leny über Rückenschmerzen, es sei ihr so, als ob sie Wehen bekäme. Hans Barmettler war gerade an jenem Abend auf Besuch bei Stocker und Kohler. Wir sagten ihm natürlich nichts. Am Weissen Sonntag morgens um 4 Uhr weckte mich meine Frau, sie habe starke Wehen und starke Blutungen, ich solle sofort der Hebamme anrufen. Ich stand auf, ging in den Neubau und weckte Stocker und Kohler, denn ich musste ja zuerst sie verständigen, um nicht hinterher gerügt zu werden. Ich sagte ihnen, dass Leny eine Frühgeburt habe und dass ich sofort die Hebamme kommen lassen müsse. Fräulein Kohler sagte, das sei keine Frühgeburt, es müsse sonst etwas sein. Ich solle Leny nicht ins Spital bringen, gerade heute, wo die kleine Magdalena ihren Freudentag habe, um ihr nicht das Fest zu verderben. Ich holte sofort die Hebamme. Als sie ins Zimmer kam und nachschaute, liess sie den Arzt rufen. Dieser kam auch bald und ordnete die sofortige Überführung meiner Frau ins Spital nach Rheinfelden an. Im Spital bestätigte der Chefarzt, Doktor Leder, dass es eine Frühgeburt sei. Meine Frau musste zehn Tage dort bleiben. Als ich heimkam und Stocker und Kohler den Bescheid brachte, sagten diese, ich solle mit niemandem darüber sprechen. Ich solle auch heute nicht mit dem Kommunionkind zum Mutti gehen, obwohl wir beim Fotografen in Rheinfelden vorbestellt waren und am Spital vorbeifahren mussten. Für mich und die Kinder war dies hart und bleibt unvergesslich, aber wir mussten gehorchen.

In der Zwischenzeit, während Leny im Spital war, nahmen Stocker und Kohler mich ins Gebet. Sie machten mir auf alle Arten klar, dass Leny gar nicht im Willen Gottes stehe und

dass sie ein unerzogenes, bequemes Geschöpf sei. Sie, Stocker und Kohler, könnten es fast nicht mehr aushalten neben ihr. Sie sei nicht die Frau, welche jene Aufgabe erfüllen könne, die der Heiland im Heiligen Werk für sie bestimmt habe. Sie fragen sich, ob Leny überhaupt getauft worden sei, nach all dem, wie ihr Seelenzustand sei. Fräulein Kohler fuhr fort: «Der Heiland hat dich, Josef, zu einer hohen Aufgabe berufen, die aber die ungeteilte Liebe von dir verlangt, und wenn du nur mit einem Faden an das Natürliche oder an die Welt gebunden bist, dann ist es unmöglich, dieses hohe Ziel zu erreichen, was dann aber allerdings für dich eine grosse Verantwortung sein wird. Du warst einmal auf der Höhe, Josef, als du in Waldshut eingesperrt warst und dich nur mit dem Heiligen Werk befassen konntest. Doch du hast die Höhenluft nicht vertragen und Leny hat dich wieder heruntergerissen durch ihr allzu menschliches Leben. Die niederen Triebe im Menschen müssen total ausgemerzt und dem Heiland zum Opfer gebracht werden. Die Ehe ist nicht dazu da, dass jedes tun und treiben kann, was es will. Es muss im Werk eine heilige Ehe gelebt werden, so wie Josef und Maria eine Ehe lebten. Kinder zeugen und Kinder gebären kann jeder Trottel, aber Kinder erziehen, für Gott erziehen, das bringen die allerwenigsten fertig. Die Frau ist schuld, dass die heutige Menschheit so darniederliegt, und nur durch die Frau kann sie wieder emporgehoben werden. Darum hat Gott das Heilige Werk ins Leben gerufen, um wahrhaft christliche Familien heranzubilden, die bereit sind, Opfer zu bringen und auf alles zu verzichten, was nicht nach dem Willen Gottes ist. Auch von euch verlangt der Heiland, dass ihr eine Ehe führt wie wir, im Geiste der Heiligen Familie von Nazareth, eine Ehe der Enthaltbarkeit. Ihr habt zu leben wie Brüder und Schwestern und nicht wie Mann und Frau. Wer eine Frau besitzt, der lebe so, als besässe er sie nicht.» So und ähnlich wurde ich bearbeitet.

Nachdem Leny wieder zu Hause war, durfte sie zur Strafe und zur Sühne nicht mehr kochen für die beiden, das besorgte nun die Grossmutter. Leny, so sagten sie, habe oftmals schlechtes Fleisch gebracht und immer dasselbe Essen. Es sei überhaupt

vieles ungeniessbar gewesen, was sie gekocht habe. Soweit das Kapitel «Weisser Sonntag».

Der 21. Juli 1960 war der 25. Primiztag von Stocker. Dies musste natürlich mit besonderem Gepränge gefeiert werden. Es wurde zugleich ein Tag der Seelenreinigung. Wir mussten eine Lebensbeichte ablegen bei Stocker, um würdig das Fest begehen zu können. Bei diesem Anlass wurden einige Mitglieder neu zu ihnen geführt.

Von dieser Zeit an mussten wir täglich dreimal nach oben gehen, um den Segen zu holen. Eine Zeitlang mussten wir sogar nachmittags zwischen ein und zwei Uhr mit ihnen den Rosenkranz beten. Ob es Heuet war oder Erntezeit, das spielte keine Rolle. «Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles andere wird euch dazu gegeben werden», war die Antwort. Bei diesen Begegnungen erteilte Stocker meistens Lektionen oder brachte Rügen an. Nur am Morgen hatten wir Ruhe davor, weil Stocker meistens noch nicht angezogen war und nur durch den Vorhang den Segen spendete. Nachher legte ersieh wahrscheinlich wieder ins Bett. In den letzten Jahren standen sie erst gegen Mittag auf. Dafür begann bei ihnen die Nachtruhe meistens nach Mitternacht oder in den Morgenstunden.

Ihre Arbeit bestand zur Hauptsache im Lesen und Schreiben, im Planen und Zurechtweisen. Frau Roller kam ziemlich regelmässig zu Stocker und Kohler, um neue Weisungen zu holen. Gegen Ende 1960 glaubte Fräulein Kohler bestimmt, dass sie an Weihnachten daheim in Singen seien, doch es kamen die Adventszeit und Weihnachten, ohne die erhoffte Freiheit zu bringen.

Meine Frau und ich hatten immer noch zu sühnen. Nach Singen durfte ich seit meiner Verhaftung in Waldshut nicht mehr fahren, weil es zu gefährlich sei für mich, sagte Fräulein Kohler. Ein anderer Grund war aber auch der: Ich musste gedemütigt werden. Die Demut muss unter Beweis gestellt werden, solange der Herr will.

Im Jahre 1961 wurde der auf Seite 57 erwähnte Bauernbetrieb, der dem Jungmann Josef Schlienger gehört, wieder aktuell. Der Besitzer war kränklich und konnte nicht mehr viel

arbeiten. Für seine alte Mutter kam die Zeit ihres Ablebens. Der Landwirtschaftsbetrieb war aber immer noch auf ihren Namen eingetragen, und nach dem Willen von Fräulein Kohler hätte sie noch zu Lebzeiten den ganzen Betrieb dem Heiligen Werk verschreiben sollen. Weil dies noch nicht geschehen war, mussten wir vieles hören von Stocker und Kohler, und vieles mussten wir dessentwegen über uns ergehen lassen. Jetzt kam der Befehl, dass meine Frau die kranke Mutter pflegen müsse, und zwar so, dass sie nicht stirbt, bevor alles überschrieben ist. Stocker und Kohler gingen sogar so weit, dass sie uns drohten: «Wenn diese Frau stirbt, bevor die Sache überschrieben ist, dann traget ihr die ganze Verantwortung. Von euch verlangt der Heiland, dass ihr diese Sache ins reine bringt, und wehe euch, wenn es nicht mehr gelingt. Wir haben es euch oft genug gesagt.» Wir beteten und hofften, dass die Frau wieder gesund werde. Fräulein Kohler behauptete, vom Heiland her wisse sie, dass diese Frau den rechten Geist fürs Heilige Werk habe, es fehle nur an uns. Doch es half alles nichts. Die Mutter des Josef Schlienger starb, und mit ihr fast meine Frau.

Nach einigen Wochen mussten Leny und ich zu einer Besprechung antreten. Es wurde uns eröffnet, dass Hasler Franz, ein Schwager von mir und ebenfalls Mitglied der Familiengemeinschaft, nun den Betrieb von Josef Schlienger an die Hand nehme. Ich hätte ja doch kein Interesse an der Landwirtschaft und Leny sowieso nicht. Ich würde einen guten Maurer, einen Schreiner oder einen Mechaniker geben, aber nie einen Bauer, was jedoch der Heiland eigens von mir wolle. Es fehle mir natürlich auch die Unterstützung der Leny.

Mein Schwager Franz Hasler, der nun in die Lücke springen musste, arbeitete vorher als Schweisser während elf Jahren in der selben Fabrik. Jetzt musste er seinen Beruf aufgeben und Landwirtschaft betreiben auf Schliengers Gut. Er tat dies bis zum Schluss, aber auch durch ihn gelang es nicht, den Betrieb dem Heiligen Werk zu überschreiben. Übrigens hatte Josef Schlienger seit geraumer Zeit selber Verbindung mit Stocker und Kohler, und die beiden konnten mit ihm direkt unterhandeln. Aber Stocker bemerkte einmal zu uns: «Den Josef

Schlienger können wir erst dazwischen nehmen, wenn er ange-nagelt ist!»

Trotz allem musste ich unsere Landwirtschaft weiter betreiben, zusammen mit meinem Vater und Leny. Wohl hätte ich Gelegen-heit gehabt, eine andere Stelle anzunehmen, doch sagte man mir immer, ich dürfe mich nirgends binden lassen, um jederzeit für sie frei zu sein; Oskar und Eugen waren ja tagsüber fort. Eine andere Aufgabe im Werk hatten Leny und ich nicht mehr, als den beiden zu Diensten zu stehen, wenn sie etwas brauchten oder wenn Besuch an der Bahn abgeholt werden musste. Die Einkäufe für sie besorgten Oskar und Eugen.

Unterdessen gingen die Vorträge weiter. Auf Tonbändern wur-den die Mitglieder immer mehr bearbeitet und immer eindring-licher wurde auf die Ganzhingabe aufmerksam gemacht. Auch wurde die Zahl derer, die bei ihnen Zutritt hatten, immer grösser, und mehr Mitglieder konnten von den beiden einzeln dazwi-schen genommen werden. Nebenbei wurden immer wieder Versuche unternommen, Stoll, Riester und Dr. Münzer den Pro-zess zu machen, was jedoch nie Erfolg hatte.

Im Jahre 1962 kam dann die Sache mit Eugen und Margrit Ley ins Rollen. Dies ist jedoch ein eigenes Kapitel und wird von Eugen besser zu beleuchten sein.

Ins gleiche Jahr fällt das Kapitel «Schule». An unserer Dorf-schule, und vor allem an der Oberschule, die Bernadette jetzt besuchte, waren seit einiger Zeit schlechte Lehrkräfte angestellt. Die beiden alten Lehrer, welche viele Jahre ihren Dienst ver-sehen hatten und zu denen ich noch in die Schule ging, waren altershalber zurückgetreten. Es kamen Aushilfen um Aushil-fen, aber keine blieb. Die Leidtragenden waren natürlich die Kinder. Bernadette hatte sich dessentwegen oft beklagt, denn sie wollte etwas lernen und lernte gern. Natürlich haben wir Stocker und Kohler dies mitgeteilt. Gerne hätten wir Bernadette in die Bezirksschule geschickt, doch konnten wir nicht selbst dar-über entscheiden, da wir ja schon seit Jahren jeden Pfennig abge-ben mussten.

Fräulein Kohler wusste bald Rat, denn sie waren sowieso viel-fach gehemmt wegen den Kindern. Oft sagten sie uns, sie

könnten sich nicht so bewegen, wie sie gerne möchten. Darum mussten die Kinder, wenn etwas Besonderes los war oder wenn Besuch kam, nach Singen fahren, damit sie nichts merkten. Also sagte uns Stocker eines Tages: «Wir nehmen die Kinder nach Singen ins Heim und schicken sie dort zur Schule. Sie können dann jeweils heimkommen, wenn sie Ferien haben und können die Ferien daheim verbringen. Ihr könnt es euch einmal überlegen.»

Für uns war es ein harter Vorschlag, doch war es so, dass Leny und ich ja schon lange unterjocht waren und weder uns selbst noch den Kindern eine Freude gönnen durften. Jeden Abend mussten die Kinder meist frühzeitig ins Bett, denn für uns war noch eine heilige Messe im oberen Stock und die Kinder sollten nichts merken davon. Wenn sie im Bett noch miteinander sprachen oder lachten und Fräulein Kohler es hörte, dann wurde uns nachher wieder die schlechte Erziehung vorgeworfen. Sollte eines Kleider haben, konnte dies eine Szene absetzen. Alles in allem waren ihnen die Kinder zeitweise im Wege. Die Kinder selber gingen gern nach Singen und freuten sich. Wir zeigten ihnen natürlich nie, was wir ihretwegen alles leiden mussten.

Es kam der Monat April 1962, wo sich die Kinder zur Abreise rüsten mussten. Mit uns wurde über diese Angelegenheit selten gesprochen. Alles wurde im Beisein von Frau Roller und zuweilen mit Eugen abgemacht. Eines Tages kam Eugen und sagte zu mir, ich solle die Formulare für die Aufenthaltsbewilligung unterschreiben. Das übrige wurde durch Stocker, Kohler und Frau Roller in die Wege geleitet. Mitte April mussten die Kinder alles packen, was sie mitnehmen durften, und dann kam der Tag der Abreise. Zu mir sagte Stocker, ich solle den Kindern noch den Segen geben, da ich ja nicht mitfahren durfte. Ich war seit meiner Entlassung aus dem Gefängnis Waldshut nie mehr über der Grenze. So fuhren dann Oskar, Eugen, meine Frau und die Kinder nach Singen. Die Kinder waren überglücklich, denn es machte ihnen Spass, ins Heim der Mutter zu gehen, und wir alle glaubten, dass es so der Wille Gottes sei und dass für die Kinder in guten und in schlechten Tagen gesorgt sei.

Anfänglich machte es auch den Eindruck, als ob alles ein Herz und eine Seele wäre. Jeden Monat, am Sonntag nach dem 13., war im Heim Versammlung für alle Mitglieder, die gehen konnten. Es wurden dort die Vorträge ab Tonband abgehört und der Rosenkranz gebetet. Wer ein Auto besass, fuhr mit dem Auto hin und nahm von den andern Mitgliedern mit, welche keines hatten. Barmettlers hatten nur einen alten Wagen und wollten damit nicht mehr so weit fahren. Aus diesem Grunde kamen sie jeweils mit mir. Ich fuhr aber nur bis Ramsen an die Grenze, und dort war es meistens Peter Weidmann, der mit seinem Wagen den Weitertransport bis Singen besorgte. Ich selber hielt mich in der Gegend von Ramsen auf und wartete, bis die andern am Abend wieder zurückkamen. Nachdem nun die Kinder in Singen waren, durften sie anfänglich ab und zu für einen kurzen Besuch zu mir nach Ramsen kommen, um mir Grüssgott zu sagen. Dies war jedesmal eine grosse Freude für mich und die Kinder. Auch schickten sie ab und zu ein Brieflein nach Hause, worin sie ihrer Freude Ausdruck gaben und schrieben, dass sie gern in die Schule gehen. Sie freuten sich auch immer, wenn die Mutti ins Heim kam und sie sich mit ihr unterhalten durften. Die Briefe, welche wir bekamen, gaben wir auch nach oben, denn Stocker und Kohler interessierte es, was die Kinder schrieben, und auch sie freuten sich an den Briefen, denn die Kinder schrieben nicht nur, sie machten auch Zeichnungen dazu, wie es ihrem Auffassungsvermögen entsprach.

Bald aber sagte Stocker, sie werden schon dafür sorgen, dass die Kinder nicht mehr soviel Zeit haben zum Schreiben. Sie liessen uns auch wissen, dass es ihre Kinder seien, obwohl wir die leiblichen Eltern seien. Es seien die Kinder des Heiligen Werkes, und sie, Stocker und Kohler, seien die Eltern im Heiligen Werk. «Wohl traget ihr die Verantwortung, die wird euch nie abgenommen, aber der Heiland bestimmt, was mit den Kindern geschehen soll.» So wurden sie auch in der Musik unterrichtet und machten erstaunlich grosse Fortschritte. Magdalena lernte Klavier spielen und Bernadette Violine. Sie spielten bestimmt zur Freude der ganzen Gemeinschaft. Oftmals stellten sie ihr Können unter Beweis, und jeder, der sie hörte,

musste den raschen Fortschritt bestätigen. Auch in der Schule lernten beide eifrig. Es versteht sich von selbst, dass sie am Anfang gewisse Schwierigkeiten hatten, denn die Schule hier in Hellikon und die Schule in Singen sind nicht miteinander zu vergleichen, zudem ist dort die Aussprache und Ausdrucksweise anders. Trotzdem haben sich die Kinder im Laufe der Zeit voran gearbeitet, so dass Bernadette im Jahre 1965 in die Handelsschule eintreten konnte. Die Lehrerschaft spricht sich heute noch nur lobend aus über beide, besonders aber über Bernadette, die übrigens im Jahre 1965 als einzige in ihrer Klasse eine schriftliche Auszeichnung bekam für gute Arbeit.

Welchen Beruf Bernadette eigentlich ergreifen sollte, darüber äusserten sich Stocker und Kohler nie richtig. Sie sagten nur, dass die Kinder für die späteren Generationen bestimmt seien, um als Lehrer und Helfer tätig zu sein, da dann alle nach dem Willen des Heilandes erzogen werden müssten. Die Kinder sollten durch die alltäglichen Pflichten, die von ihnen verlangt wurden, in die Aufgabe hineinwachsen, die für sie später bestimmt war, und diese Aufgabe heisst in erster Linie: restlose Erfüllung des Willens Gottes. Sie seien die Erstlingsopfer im Heiligen Werk, und mit ihnen werden der Aufbau so recht den Anfang nehmen, wenn sie von Kindheit an in der Ganzhingabe für Jesus und Maria erzogen werden können.

Für uns war dies insofern verständlich, als auch wir ununterbrochen in stundenlangen Vorträgen und Predigten auf dieses eine hohe Ziel der Ganzhingabe an Jesus und Maria hingewiesen wurden, wodurch jegliches Andersdenken ausgeschaltet wurde. Das persönliche Urteil musste begraben werden und die persönlichen Empfindungen und Neigungen sollten total zum Opfer gebracht werden und als gottwidrig und vom Satan inspiriert abgewiesen werden.

Wohl hatte ich in meinem Innern mit gewissen Bedenken zu kämpfen, denn ich wusste, dass Frau Roller noch nie Kinder gehabt hatte und besser fähig wäre, Hunde zu züchten, als mit Kindern umzugehen. Ich hatte das Gefühl, dass sie ungerecht und herzlos sei und Wahrheitsliebe überhaupt nicht kennt. Bei Stocker und Kohler sagte sie nur das, was die beiden gerne

hörten oder ihr Ehre einbrachte. Eine diesbezügliche Aussprache mit Fräulein Kohler war unmöglich, denn sie machte uns klar, dass Hildegard eigens vom Heiland den Auftrag habe, die Kinder im Heiligen Werk zu erziehen, und zwar so, wie es dem Willen Gottes entspreche. Hildegard könnte eigene Kinder haben, wenn es nur nach menschlichem Willen ginge, doch auch sie habe gehorchen müssen und das tun, was der Heiland von ihr verlangt habe. Für sie habe der Heiland bestimmt, dass sie keine eigenen Kinder haben dürfe, um sich ganz der Erziehung der Kinder im Heiligen Werk widmen zu können, denn die leiblichen Eltern würden ihre Kinder nur zu weichen Menschen heranziehen, die im Leben zu nichts taugen und für eine solche Aufgabe, wie sie der Heiland stellt, unbrauchbar sind. Hildegard sei auch nicht allein in der Erziehung, sondern sie (Stocker und Kohler) seien massgebend, und Hildegard sei nur die ausführende Person, bis sie einmal frei seien und direkten Kontakt aufnehmen können mit den Kindern. Aber wenn es der Heiland so bestimmt habe, dass Hildegard die Zeit der Verbannung überbrücken müsse, dann mache sie es auch richtig und es brauche von uns nicht angezweifelt zu werden.

Also fügten wir uns und schwiegen. Indessen kamen die Briefe von den Kindern immer spärlicher und die Besuche in Ramsen blieben aus. Bei den Monatsversammlungen im Heim, wo meine Frau zugegen war, hatten die Kinder vor lauter Tischdecken und -abräumen kaum mehr Zeit, mit ihr zu reden. Dies war Berechnung. Stocker und Kohler nahmen die Frau Roller in Schutz, wo sie konnten, und niemand sollte wagen, gegen sie etwas zu sagen, das wusste Frau Roller. Was sie sagte, war für Stocker und Kohler das Evangelium. Deshalb war es ihr ein leichtes Spiel, uns Eltern langsam aber sicher von den Kindern zu isolieren.

Im Sommer 1962 durften die Kinder während der Sommerferien noch vier Wochen heimkommen. Weihnachten mussten sie im Heim in Singen feiern ohne uns. Am Dreikönigstag 1963 durften sie wieder einige Tage daheim verbringen. In den Sommerferien 1963 waren sie drei Tage daheim, nachdem meine Frau nach achtwöchigem Spitalaufenthalt wegen eines Bein-

bruches entlassen worden war. Vorher wurde ihnen von Stocker und Kohler gestattet, zusammen mit Frau Roller einen Krankenbesuch zu machen bei der Mutti im Spital Liestal. Sie fuhr von Singen nach Basel, besuchten dort die heilige Messe und waren mittags um ein Uhr im Krankenhaus. Ich war ebenfalls dort. Bei diesem Besuch fragte Leny die Kinder, ob sie in den grossen Sommerferien auch heimkommen. Diese Frage passte offensichtlich der Frau Roller nicht, denn nachdem Leny aus dem Spital entlassen worden war und kurze Zeit daheim war, hielt Stocker es ihr vor, wie sie auch so etwas fragen könne. Es sei ihre Sache zu bestimmen, wann die Kinder heim dürfen, dies hänge nicht von ihrem Heimweh ab. Wir sollen doch endlich begreifen, dass auch diese Opfer zur Ganzhingabe gehören und dass die letzte Brücke abgerissen werden müsse. So wolle es der Heiland haben. Das alles gehöre zur Seelenrettung.

Weihnachten 1963 mussten wir wieder ohne Kinder feiern. Am Dreikönigstag 1964 durften sie zwei Tage heimkommen und an Dreikönig 1965 nochmals für einen kurzen Besuch. Dies war das letztmal für Bernadette, es durfte nie mehr sein Elternhaus betreten.

Der Hauptgrund, warum die Kinder nicht mehr heimkommen durften, liegt bei der Frau Roller. Sie ist diejenige, welche die Kohler immer wieder auf hetzte, dass die Kinder daheim schlecht beeinflusst würden. Sie merke es jedesmal, wenn die Kinder daheim gewesen seien, es brauche dann immer eine Zeit, bis sie wieder im richtigen Tramp seien. Oder sie sagte sogar, die Kinder wollen gar nicht heim, was in keiner Weise stimmte. Wir wussten es anders, doch was Frau Roller sagte, war für Fräulein Kohler das Evangelium, und wer das Gegenteil behauptete, war ein Lügner. Alle drei, Stocker, Kohler und Roller, hatten einen ausgezeichneten Spürsinn dafür, wie man einem andern seelisch wehtun kann. Ihre ausgeklügeltsten Methoden wandten sie in den letzten Jahren an uns an. Als Trost konnte Stocker sagen: «Wenn es dem Menschen gut geht, muss man befürchten, dass er nicht mehr im Willen Gottes steht.» Mit solchen Aussprüchen hielt man uns in Schach.

Was meine Frau und ich durch das gemeine Verhalten der Frau Roller und durch ihre vorgebrachten Lügen seelisch gelitten haben, ist unbeschreiblich. Ich bin auch überzeugt, dass es auf dieser Erde keinen grösseren Egoisten und ehrsüchtigeren Menschen mehr gibt als Frau Roller. Fräulein Kohler dagegen behauptete mehrmals, es gebe keine anspruchlosere Person als Frau Roller. In den letzten Jahren verteidigte Fräulein Kohler ihre Schwester über alle Massen, und Stocker musste in dasselbe Horn blasen und Hildegard loben als diejenige, die von allen Mitgliedern der Gottesmutter am nächsten steht in der Erfüllung des göttlichen Willens.

Waren wir mit diesem oder jenem nicht einverstanden, ging gleich ein Donnerwetter los: «Wenn ihr nicht wollt, dass wir die Kinder erziehen, so wie Gott es haben will, dann schicken wir sie sofort heim, aber dann ist Schluss mit der Familie Hasler. Wir haben jetzt genug gewarnt und gepredigt mit Güte und Geduld. Der Heiland hätte grosse Pläne vor mit den Kindern. Wenn diese nicht erfüllt werden können, müsst ihr die Verantwortung selber tragen. Wer die Gnade verscherzt, kann sie nie mehr zurückgewinnen, denn die Gnade wird nur einmal gegeben. Ihr werdet dann auch in den kommenden Katastrophen ohne Hilfe sein. Die Kinder werden es dann entgelten müssen, was ihre unverständigen Eltern gefehlt und gesündigt haben gegen das Heilige Werk.» Stocker und Kohler wussten es genau, dass wir nachgeben, wenn sie uns damit drohen, dass die Kinder alles entgelten müssen, wenn wir ungehorsam seien. Das Eine wurde uns in all den Jahren genug eingeschärft: Tod oder Leben fürs Heilige Werk.

Für alle Vorkommnisse hatten Stocker und Kohler eine raffinierte Erklärung. Auch die lange Krankheit, welche Fräulein Kohler durchgestanden hat, war ein Sühneleiden für die Mitglieder des Heiligen Werkes, und sie war derart schwer krank, dass sie uns nur durch ein Wunder erhalten blieb. Mehrmals hörte sie den Todesengel am Bett vorbeihuschen.

Fräulein Kohler wurde nämlich im Herbst 1962 krank und musste Tag und Nacht das Bett hüten. Anfänglich wurde sie von Stocker gepflegt. Dann auf einmal, im Oktober oder No-

vember, kam Frau Weidmann und übernahm die Krankenpflege. Frau Weidmann ist Laborantin und machte vorher schon Spritzen für Fräulein Kohler. Sie hatte keine Kinder und konnte sich daher auch freimachen für diese Aufgabe, und wenn sie vom Heiland eigens dazu bestimmt war, hatte auch sie keine andere Wahl. Seit dem Rosenkranzsonntag war ferner Fräulein Margrit Ley da und hatte den Haushalt zu besorgen, so dass Frau Weidmann einzig für die Kranke zur Verfügung stand. Sie gab sich auch alle Mühe. Doch als die Krankheit sich in die Länge zog und es Weihnachten zuing, hätte auch Frau Weidmann gerne einmal ausgespannt. Sie gab der Kohler zu verstehen, dass sie doch wenigstens über die Weihnachtszeit für einige Stunden daheim sein möchte. Das passte der Fräulein Kohler nicht. Sie machte Frau Weidmann den Vorschlag, ihr Herr Gemahl möge am Heiligen Abend da herkommen und hier Weihnachten feiern. Er solle auch gleich Herrn Hans Kiser mitbringen. Kiser ist ebenfalls ein Mitglied der Gemeinschaft und war viel mit Weidmanns zusammen, kannte aber Stocker und Kohler noch nicht persönlich. Also wurde es abgemacht und Kiser in die Geheimnisse eingeweiht. An Weihnachten 1962 traf er erstmals mit Stocker und Kohler zusammen. Auch er musste dies als eine hohe Gnade und Bevorzugung anerkennen und sich in Zukunft erst recht Mühe geben, den Willen Gottes bis ins Kleinste zu erfüllen. Von jetzt ab stand auch er unter der Direktive der Kohler. Vorher hatte er sich nur nach den Angaben des Herrn Weidmann gerichtet.

Noch andere Persönlichkeiten standen zur selben Zeit mit Weidmann in Kontakt: Emilio und Hilde Bettio. Diese Verbindung lag der Fräulein Kohler auf dem Magen. Oftmals hatte sie gesagt, Herr Weidmann mache ein Geschäft mit Bettios und vieles fliesse in seine Taschen, was eigentlich ihnen (Stocker und Kohler) gehören würde. Sie habe viel zu leiden wegen Weidmann, weil er immer seinen Vorteil suche. Deshalb werde er auch die kommenden Katastrophen nie überleben. Es sei auch nie nach dem Willen Gottes, dass Familie Weidmann in Uerikon ein Haus baue, doch der Heiland habe nachgegeben, da ja jeder Mensch einen freien Willen besitze, der

auch vom Heiland respektiert werde, nur müsse der Mensch dann die sich ergebenden Folgen selber tragen. Jedenfalls werde sie die Schwelle seines Hauses nie betreten, wenn er dort einziehe, bevor ihre Freiheit gekommen sei. Die Art und Weise, wie Peter Weidmann voringing, bezeichnete sie als «Peters Werk», da er seinen Nutzen daraus ziehe. Das war auch der Grund, warum Fräulein Kohler selber mit Hans Kiser und Familie Bettio Verbindung aufnehmen wollte.

Am Feste der Heiligen Drei Könige setzte es Frau Weidmann durch, dass sie für einen Tag heimfahren durfte. Fräulein Kohler war entrüstet, weil dies nicht nach dem Willen des Heilandes geschehen sei. Ihre Krankheit sei für Frau Weidmann der Prüfstein gewesen, ob sie bereit sei, ihretwegen auf alles zu verzichten, um Tag und Nacht sich nur ihrer Pflege zu widmen. Auch noch andere Mitglieder werden durch ihre Krankheit in der aufopfernden Liebe geprüft werden, und solange dauere ihre Krankheit. Als Frau Weidmann wieder zurückkam nach Dreikönig 1963, wurde sie nicht mehr so herzlich empfangen wie zuvor, und bald darauf trat sie den Heimweg an.

Von da an war es der Wille Gottes, dass meine Frau die Pflege übernahm. Leny pflegte sie drei Monate lang bei Tag und Nacht ununterbrochen. Als die Feldarbeiten einsetzten, durfte sie sich langsam wieder zurückziehen.

In dieser Zeit wurde auch eine Fräulein Maria Güntert, Fürsorgerin, wohnhaft in der Pfalz (Deutschland), zugezogen. Sie besorgte die nötige Medizin und war anfänglich eine willkommene Hilfe. Stocker lobte sie, und zwar deswegen, weil sie ihr ganzes Ersparnes, nämlich 6'000 Mark, abgegeben hatte. Dies sagte uns Stocker selber, ohne dass wir ihn gefragt hätten. Doch auch diese Wohltäterin geriet bald in Misskredit und wurde eigentlich nur noch deswegen geduldet, weil sie mit ihrer Rente Stocker, Kohler und Frau Roller finanziell unterstützte. Uns sagte man, sie sei sehr vergesslich und leide an Arterienverkalkung. Im Laufe des Jahres wurde sie wieder nach Singen abgeschoben. Jedem Menschen, der mit Stocker und Kohler zusammenkam, musste der Russ heruntergemacht werden, und jeder musste sich das gefallen lassen, wenn er vor Gott

geläutert sein wollte. Natürlich bestimmte der Heiland die Zeit dafür. Jeder kam zu seiner Zeit an die Reihe. Wer diese Verdemütigung nicht auf sich nehmen wollte, der hatte in der Ewigkeit ein gesalzenes und gepfeffertes Fegfeuer zu erwarten, wenn es ihm überhaupt noch ins Fegfeuer reichte. Auch für Familie Weidmann war der Zeitpunkt gekommen, wo sie gereinigt werden mussten. Zur Verdemütigung wurde ihnen jeglicher Zutritt zu den beiden untersagt, bis dass Frau Weidmann sich in aller Form entschuldigt hätte für das, was sie nicht recht gemacht hatte. Natürlich bemühten sie sich, wieder kommen zu dürfen und erhielten die Verbindung wieder auf dem Schriftwege. Sämtliche Briefe kamen an unsere Adresse oder an Postfach 101 in Rheinfelden und mussten verschlossen an Stocker abgegeben werden, wenn wir nicht mit Sicherheit wussten, dass es uns ganz persönlich betrifft. Die ausgehende Post, soweit es Briefe an Mitglieder waren, wurde von Stocker direkt geschrieben und von Fräulein Kohler gewürzt. Die geschäftlichen Briefe oder die Schriften zur Verteidigung mussten meistens von Eugen ins Reine geschrieben werden. Die Unterschrift musste immer einer von uns dreien geben beziehungsweise der Vater, der von Fräulein Kohler eine Generalvollmacht hatte. Mit was für Unterschriften die beiden gegen den Schluss operierten, ist mir unklar, vielleicht haben sie unsere Namen missbraucht.

Eine wichtige Sache beschäftigte Fräulein Kohler sehr. Sie wusste von Frau Roller und von Weidmann her, dass Bettio reich war und dass er direkt verschwenderisch sein konnte, wenn es ihm richtig gesagt wird. Sie erklärte uns oftmals, Weidmann lasse sich sehr bereichern durch Bettio und Kiser, Herr Kiser bestätigte dies auch, nachdem er persönlich Zutritt hatte zu den beiden. Kiser soll Herrn Weidmann Tausende von Franken gegeben haben. Was Weidmann damit gemacht hat, soll er selber verantworten. Bettio hatte, noch bevor er mit Stocker und Kohler zusammenkam, unglaublich viele Lebensmittel und Kleider zu Weidmanns transportiert, ebenso Medikamente. Dass dies der Kohler auf dem Magen lag, versteht sich von selbst.

Ein anderer Umstand spannte den Bogen bis aufs Äusserste. Frau Weidmann, die bis jetzt keine Kinder hatte, kam unversehens in Erwartung. Es war grundsätzlich verboten, Kinder zu zeugen, ebenfalls wurde das Heiraten untersagt, solange bis sie (Stocker und Kohler) es bestimmen würden. Alle Ledigen in der Gemeinschaft sollten zuerst durch ihre Schule, bevor sie eine Bekanntschaft eingehen durften. Betreffend Weidmann sagte Fräulein Kohler, und dies kann auch Kiser bestätigen, vom Heiland aus hätten sie kein Kind haben dürfen, das sei nicht der Wille Gottes gewesen. Sie seien für eine andere Aufgabe bestimmt gewesen, doch sie hätten nur einen Erben haben wollen. Mit Frau Weidmann selber hatten sie aber meines Wissens nie darüber gesprochen, und sie wollten auch nicht davon sprechen, Kohler hatte noch zu gut die Frühgeburt meiner Frau in Erinnerung. Sie äusserte sich auch dahingehend, dass sie nichts sagen werde, sonst müsse sie schuld sein, wenn etwas passiere, denn sie wisse sowieso, dass die Geburt nicht gut verlaufe.

Aber bei andern sprach sie darüber und stellte die Weidmanns schlecht hin. Eines nur wollten Stocker und Kohler noch erreichen, nämlich dass sie mit Bettios selber in Verbindung treten könnten, doch dies musste über Weidmann geschehen. Im Sommer 1963 kamen eines Tages Peter und Dorly Weidmann zusammen mit Herrn und Frau Bettio, da sie von Stocker und Kohler eingeladen worden waren. Mit uns sprachen sie nicht, sondern gingen nach einer kurzen Wartezeit in unserer Stube nach oben. Wir sahen nur, dass beide Frauen in Erwartung waren. Was an jenem Tag gesprochen wurde, entzieht sich unserer Kenntnis, eines wissen wir nur, dass seit jenem Tage die Familie Weidmann keinen Zutritt mehr hatte zu Stocker und Kohler und auch selten mehr etwas vernahm, ausser dem, was in der Gemeinschaft vorgetragen wurde.

Herr Bettio hatte bald die Herzen von Stocker und Kohler erobert. Es war ihm auch gestattet, zu kommen, wann es ihm passte, natürlich unter Voranmeldung. Bald musste Bettio die Familie Weidmann unterweisen und ihr Rügen erteilen für das, was sie nicht recht gemacht haben soll. So bekam Bettio bald

ein sicheres Auftreten gegenüber den anderen Mitgliedern, und grosszügig war er ja immer. Das Geld spielte bei ihm eine nebensächliche Rolle, wenn er nur alle Wünsche von Stocker und Kohler erfüllen konnte. Er kam auch nie mit leeren Händen. Stets war sein Wagen beladen mit Früchten und Gemüsen aller Art und was sonst an Delikatem zu finden ist. Und da Fräulein Kohler sich immer noch kränklich fühlte und während der Krankheit herausgefunden hatte, dass Champagner gut ist, sorgte Herr Bettio auch für dieses köstliche Nass, nicht nur flaschenweise, sondern kartonweise. Wir hatten normalerweise keinen Zutritt, wenn Bettio auf Besuch war, ausser es gab etwas zu erledigen.

Um diese Zeit wurde Frau Anna Wermuthäuser aus Singen zu Stocker und Kohler beordert und hätte sich neben Fräulein Margrit Ley im Haushalt nützlich machen sollen. Frau Wermuthäuser wohnte zusammen mit ihrem Mann schon seit Jahren im Heim, das heisst in der Erzbergerstrasse 23 in Singen. Weil nun Frau Roller sie nicht mehr leiden konnte, wurde sie nach Hellikon abgeschoben. Hier musste sie die «Seelenreinigung» durchmachen, wie Stocker immer wieder betonte. Eine rechte Arbeit leisten, so dass die Kohler zufrieden gewesen wäre, konnte sie überhaupt nicht. Zwar hatte man sie vorher, als sie noch im Heim war, über alle Massen gelobt, besonders was das Nähen und Flicken anbelangt. Auch in der Verteidigung vor dem Landsgericht Waldshut war Frau Wermuthäuser ein Schwerpunkt, denn sie, sagte Fräulein Kohler, wisse alles ganz genau von Anfang an. Kurz gesagt: Frau Wermuthäuser war ein gutes Mitglied, bis sie bei Frau Roller in Ungnade fiel, dann war es aus.

Frau Roller ist ein Genie im Verleumden und Verdrehen, und sie brachte es fertig, mit satanischer Schlauheit Stocker und Kohler die schändlichsten Lügen ins Gesicht zu sagen. Diese wiederum glaubten der Frau Roller alles, was sie über ein Mitglied aussagte, ohne langes Nachprüfen. Dieses Vertrauen nützte sie auf himmelschreiende Art und Weise aus und wei-dete sich an den Opfern, die wegen ihren Machenschaften ge-quält und gemartert wurden.

Fräulein Kohler dagegen behauptete uns gegenüber, sie wisse es vom Heiland her, wenn es bei einem Mitglied nicht stimme. Sie brauche niemand zu fragen, sie wisse selber, was in der Seele nicht in Ordnung sei bei jedem einzelnen Menschen, und nach diesem Seelenzustand werde der Mensch angefasst, und er erfahre auch gleich die vom Heiland bestimmte Strafe zur Sühne. Für uns war vieles unbegreiflich, und wir hofften immer auf die Zeit, wo die Wahrheit wirklich von allen verlangt würde, und da es uns verboten war, mit Aussenstehenden über diese Dinge zu sprechen, blieb uns nichts anderes übrig, als den Tag der Gerechtigkeit abzuwarten, den wir sehnlichst erhofften. Fräulein Kohler sagte selbst: «Gott lässt es oft zu, dass ein Mensch jahrelang sündigen kann, wodurch ein Mitmensch arge Verdemütigungen entgegennehmen muss, doch zu seiner Zeit wird er Gerechtigkeit walten lassen, dem einen zum Segen, dem andern zum Fluch, und wer ausharrt in der Demut bis ans Ende und die Prüfung besteht, wohl dem, er wird geläutert sein für das Reich der Liebe und des Friedens.»

Auch Frau Wermuthäuser glaubte und glaubt wohl heute noch, dass sie die gerechte Strafe für ihre Sünden zu erleiden hatte und liess sich deshalb alles gefallen, was die Kohler ausersonnen hatte, sie zu quälen.

Als die Besuche von Bettio regelmässig wurden, klagten Stocker und Kohler jedesmal bei ihm, was sie alles zu leiden hätten wegen der Frau Wermuthäuser und wegen Fräulein Ley. Vor allem aber war es Frau Wermuthäuser, die sie nicht mehr leiden mochten und mit der sie fast nichts mehr anzufangen wussten. Im Haushalt sei sie eine vollständige Niete, sagte Stocker, und dazu sei sie noch ungehorsam, alles mache sie verkehrt. «Wir halten es nicht mehr aus neben ihr und ins Heim können wir sie nicht mehr schicken wegen den Kindern, sonst macht sie die noch verrückt.» In Wirklichkeit wollte Frau Roller sie nicht mehr im Heim haben.

Bettio merkte bald, dass er Hahn im Korb sei, wenn er mithilfe, die unerwünschten Personen zu bekritteln. Darum sagte er auch: «So eine würde ich totschiagen, wenn ich sie haben müsste.»

Stocker und Kohler liessen auch den Herrn Gemahl Ernst Wermuthäuser kommen und klagten ihm, welche grosse Schwierigkeiten ihnen seine Frau mache. Er dürfe nicht mehr mit ihr sprechen, bis sie sich gebessert habe. Auch wenn er in unser Haus kam, durfte er seine Frau nicht sehen, Stocker und Kohler hatten dafür gesorgt.

Um der Kohler Erleichterung zu schaffen, machte Bettio den Vorschlag, beide, Frau Wermuthäuser und Fräulein Ley, in die Ferien zu schicken, damit sie wenigstens wieder ein paar Tage Ruhe habe vor ihnen. So wurden beide für vier Wochen nach Einsiedeln in die Ferien geschickt, und Bettio bezahlte alles, nach Aussagen von Stocker. Kaum waren sie wieder da, war auch alles wieder im Alten. Kohler tobte wieder von morgens früh bis abends spät.

Fräulein Ley beklagte sich bei meinem Vater, sie könne nicht mehr länger hier bleiben. Mein Vater machte ihr den Vorschlag, sie solle doch fragen, ob sie nicht irgendeine Stelle antreten dürfe, sie wolle fort. Gesagt, getan. Eines Tages gab Kohler meinem Vater den Auftrag, er solle beim Claraspital in Basel anfragen, ob sie jemanden brauchen könnten. Das Büro im Claraspital war sofort bereit, Fräulein Ley zur Mithilfe im Operationssaal einzustellen, wenn ihr dies zusage. Fräulein Ley war einverstanden, stellte sich vor und konnte bald darauf eintreten.

Beim Abschied sagte ihr Fräulein Kohler, dass sie ihre Freitage bei ihnen verbringen dürfe und dass sie jederzeit kommen könne. Doch noch am gleichen Tag, an dem Fräulein Ley auszog, räumten Stocker und Kohler ihr Zimmer aus und Fräulein Ley war nie mehr in unserem Haus über Nacht. Sie durfte lediglich noch etwa dreimal kurz auf Besuch kommen, dann hatte Kohler keine Lust mehr, ihre wertvolle Zeit zu opfern für so eine, und in Kürze sprach man nicht mehr von ihr. Jetzt war für Kohler nur noch die Sorge um Frau Wermuthäuser, die allein zurückblieb. In kurzen Abständen wurde sie mehrmals in die Ferien geschickt, bald nach Mariastein, bald nach Liestal oder nach Rheinfeldern (Baden). Und jedesmal wurde dasselbe Lied gesungen über sie, wenn sie wieder zurück

war. Fräulein Kohler soll sie auch geschlagen haben, was jedoch Frau Wermuthäuser uns gegenüber nicht zugab. Sie sagte lediglich, niemand habe auf der Welt soviel für seine Sünden zu büßen wie sie. Sie glaubte, dass der Heiland sie durch Fräulein Kohler strafe und dass dies richtig sei. Sie glaubte auch, es sei zur Sühne, dass sie ihren Mann nicht mehr sehen oder sprechen darf. Dies tat ihr am meisten weh und Fräulein Kohler wusste es, darum sagte sie ihr auch, dass ihr Mann nichts mehr von ihr wissen wolle und selber ausgesagt habe, sie sei schon immer ein unfolgsames Ding gewesen. Ja, Fräulein Kohler hatte der Frau Wermuthäuser soviel erzählt, was ihr Mann alles auszusetzen habe an ihr, dass Frau Wermuthäuser voller Angst einmal zu mir sagte: «Ich glaube, mein Mann hat sich wohl schon scheiden lassen von mir und man will mir nur nichts sagen. Ich werde ihn wohl nie mehr sehen.»

Eines Tages sagte Stocker: «Also, jetzt geht es nicht mehr so weiter mit der Wermuthäuser, die Mutter (gemeint ist Fräulein Kohler) geht kaputt neben ihr. Sie hält die Teufel nicht mehr aus, welche die Wermuthäuser mit sich herumschleppt. Jetzt muss etwas geschehen mit ihr, wir wissen nur noch nicht was. Ins Heim kommt sie nicht mehr, sie darf nie mehr sprechen mit ihrem Mann. Zu ihren Eltern heim können wir sie auch nicht schicken, sonst erzählt sie alles.» Ihre Eltern wussten nämlich nicht, wo sie sich aufhielt.

Schliesslich kam es doch so weit, dass Frau Wermuthäuser in ihr Elternhaus zurückgeschickt wurde mit gründlichen Unterweisungen für ihr Verhalten. Ihrem Manne wurde strikte verboten, sie zu besuchen. Herr Wermuthäuser besuchte aber dann seine Frau doch einmal ohne Wissen der Kohler, und zwar kurz vor seinem Tod. Herr Wermuthäuser ist nämlich in der Zwischenzeit gestorben an einer Herzkrise. Nach seinem Tode brachte Frau Wermuthäuser ein Testament zum Vorschein, das er ihr damals übergeben hatte. In diesem Testament gab Wermuthäuser seiner Frau an, was für Gelder und Renten sie nach seinem Tode zu erwarten habe, und er verschrieb ihr auch seine Möbel, «die andere genommen haben» (er meinte damit Stocker und Kohler). Frau Wermuthäuser, treu im Glau-

ben an die beiden, wusste nichts Besseres zu tun, als sogleich nach dem Tode ihres Mannes das Testament der Frau Roller zu bringen. Frau Roller ihrerseits zeigte es ihrer Schwester Kohler, was eine Welle der Entrüstung auslöste.

Nachdem Frau Wermuthäuser endgültig ausgezogen war, besorgten die beiden ihren Haushalt wieder allein. Oskar half ihnen dabei in seiner Freizeit. Sie wollen es lieber alleine machen, meinte Stocker, als immer den Ärger zu haben mit solch unerzogenen Geschöpfen. Sie widmeten sich wieder intensiver der ganzen Gemeinschaft durch Vorträge auf Tonband. Auch nahmen sie wieder vermehrt die Suche nach der Freiheit auf. Durch Herrn Albert Schmidt, Zahnarzt in Zweibrücken (Deutschland), wurde eine Person aufgesucht, die sich in gerichtlichen Sachen auskennt. Dieser wurde es anvertraut, die nötigen Nachforschungen anzustellen in Waldshut, ob die Haftbefehle für die beiden aufgehoben seien oder nicht. Herr Brog-sitter aus Trier, ein ehemaliger Richter, übernahm das Amt. Er war, zusammen mit Albert Schmidt, einige Male in unserem Haus bei Stocker und Kohler und hielt mit ihnen Besprechungen ab. Wir selber durften nicht dabeisein. Nachher fuhr er nach Waldshut, und als er zurückkam, meldete er, die Haftbefehle seien aufgehoben. Er war es auch, der die Klausel wegen dem Verein ausklügelte ohne mein Mitspracherecht. Auch sollte er behilflich sein, mit Schmidt zusammen für neue Papiere zu sorgen, denn die Pässe von Stocker und Kohler waren längst abgelaufen.

Währenddessen wurden auch die Besuche von Bettio regelmässig abgemacht und abgehalten. Zwischendurch kamen auch Barmettlers an die Reihe. Wir selber kamen eigentlich nicht mehr ins Gespräch mit Kohler. Seit 1963 las Stocker keine heilige Messe mehr, wenigstens nicht in unserem Beisein. Zum Beichtthören hatte der Stockersepp auch keine Lust mehr, dies tat er sowieso nur auf Befehl der Kohler, obwohl wir nirgends zum Beichten gehen konnten. Fast den ganzen Vormittag lagen sie im Bett, da konnten sie sowieso niemanden brauchen. Mein Vater sah die Kohler von 1963 bis 1965, also während zwei Jahren, nie, obwohl er jeden Tag dreimal bis an die

Zimmertüre treten musste, um den Segen zu holen. Was wir erfahren konnten, war nur das, was Stocker während den kurzen Besuchen uns sagen wollte.

Weihnachten 1964 ging mit wehem Herzen vorüber. Die Kinder durften nicht heimkommen, Frau Roller hatte ihren Kopf durchgesetzt. Lediglich am Dreikönigstag 1965 durften sie nochmals für einen kurzen Besuch nach Hause kommen, dies war das letztmal.

Fräulein Kohler begann wieder zu jammern, sie müsse alles selber machen. Niemand würde sich bereit erklären zu helfen, damit ihr Leben und ihre Gesundheit erhalten bleibe. Niemand aus der ganzen Gemeinschaft hat den Mut, sich freiwillig zu melden, wo doch so viele Gnaden damit verbunden wären. Solches jammerte sie auch den Herren Barmettler vor. Diese wussten bald Rat. Fräulein Kohler hatte nämlich ein Jahr zuvor den Heinrich Barmettler und Maria Ley, die Schwester der Margrit Ley, gekoppelt und ihnen die Heiraten versprochen. Es sei der Wunsch des Heilandes, nur sollten sie es noch niemandem verraten und in der Gemeinschaft sollte niemand etwas davon merken, bis sie es dann wieder sagen werde. Heinrich war natürlich begeistert über diesen Ratschluss Gottes und tat der Kohler alles zuliebe, was er und seine Brüder vermochten. Er wollte auch nichthaben, dass die Kohler allein ihren Haushalt machen müsse, und offerierte seine vermeintliche zukünftige Frau, der es nur gut tun würde, wenn sie bei der Kohler kochen lernen könnte. Kurz darauf kam Maria Ley für einige Tage zu Stocker und Kohler. Nachher musste sie zu Frau Roller nach Singen, um dort die Prüfung über ihr Können im Haushalt abzulegen und um Neues hinzuzulernen.

In der Zwischenzeit hatten Bettios mit Stocker und Kohler einen grosszügigen Plan ausgearbeitet, wovon wir erst nachträglich erfuhren. Eines Tages nämlich sagte Stocker zu uns: «Wir müssen auch einmal daran denken, dass wir wieder mal frische Luft haben sollten.» Wir waren ganz erstaunt ob diesem Ausspruch, denn erstens waren wir nur noch geduldet in unserem Haus, und zweitens haben sie uns noch nie gefragt, wenn sie Frischluft haben wollten. Wir machten deshalb alle so

dumme Gesichter und gaben zu verstehen, dass wir nicht wissen, was er damit meine. Er sagte weiter: «Wir können doch nicht ewig in diesem Zimmer bleiben, wir müssen uns doch wieder einmal an die Freiheit gewöhnen.» Mir war alles noch unklar und ich verstand nicht, was er sagen wollte. Ich wusste ja auch nicht, was alles gesprochen worden war in den letzten Monaten. Dann erst wurde er deutlicher und sagte, sie hätten es so gedacht, dass Leny, Oskar und ich an einem Abend mit ihnen eine kleine Autofahrt machen würden, damit sie sich langsam wieder an die Welt gewöhnen könnten. Jetzt verstand ich erst, und ich war auch bereit für eine solche Fahrt. Sie bestimmten dann am 9. Januar 1965, dass sie heute Abend fahren wollen. Also fuhren wir zusammen nach Basel und stiegen auf dem Rückweg in Augst aus, damit sie sich zum erstenmal wieder in Freiheit bewegen konnten. Nach zwei Stunden waren wir wieder daheim.

Bald darauf wurde die zweite Ausfahrt bestimmt. Es war der 13. Januar 1965. Diesmal, hiess es, wollen sie am Morgen in aller Frühe wegfahren. Ihr Ziel war Einsiedeln. Ursprünglich war mit Bettios abgemacht, dass sie sich in Zürich treffen wollten, um noch Einkäufe zu besorgen. Dann aber wollte die Kohler es nicht haben, dass Bettios bei den Einkäufen dabei seien, weshalb ich ihnen kurz zuvor telefonieren musste, dass wir nicht über Zürich fahren werden, sondern eine andere Route. Wir fuhren über Zug. Frau Roller musste eigens kommen, um bei diesem Ereignis dabei sein zu können. In Zug wurden die Einkäufe besorgt, und am Abend trafen wir Herrn Bettio in Einsiedeln. Wir besuchten gemeinsam die Kirche und gingen dann zum Nachtessen in den «Pfauen». Nachher gab es noch einen Besuch bei Bettios daheim in Rüti, und gegen Morgen waren wir wieder in Hellikon. Von da ab fuhren sie fast jede Woche nach Einsiedeln, entweder mit Oskar, Eugen oder mir. Ab und zu wurden sie auch von Bettio abgeholt. Von nun an besorgten sie die meisten Einkäufe selber, und zwar meistens in Zürich.

Eines Abends, als ich mit ihnen in Einsiedeln war, sagte Fräulein Kohler zu mir, sie hätten vor, mich morgen nach Singen

zu schicken zur Gemeinschaft. Seit meiner Verhaftung vom 1. Januar 1958 war ich nie mehr in Singen gewesen, und seither waren meine Papiere abgelaufen. So musste ich von Einsiedeln aus sofort heimtelefonieren, damit meine Frau auf der Gemeindeganzlei noch einen Ausweis besorgen konnte. Dies war also das erstemal, dass ich meine Kinder in Singen besuchen durfte. Für die Kinder war dies auch ein grosses Glück und eine Freude, denn sie hatten viel gebetet, dass doch ihr Vati auch einmal kommen dürfe. Erst nach dem Tode von Bernadette erfuhr ich, dass schon damals Frau Roller zu den Kindern gesagt hat, sie sollen nicht an den Vati hochspringen, wenn er komme. Die Kinder kümmerten sich aber nicht um Frau Roller und gaben ihrer Freude Ausdruck, wie es jedes normale Kind tut, das seine Eltern liebt. Frau Roller, die einen Stein hat, wo andere Leute das Herz haben, konnte dies nicht verdauen, mir gegenüber äusserte sie sich jedoch nicht.

Indessen reisten Stocker und Kohler mehrmals nach Einsiedeln, bis es eines Tages plötzlich hiess, Herr Bettio habe ihnen im Tessin eine Ferienwohnung gemietet für den Monat März, das heisst Herr Bettio wolle selber in die Ferien und finde hierin die Gelegenheit günstig, um zusammen in eine Ferienwohnung zu gehen. Es wäre dann alles unter dem Namen Bettio verschleiert. Fräulein Kohler hatte noch eine grosse Sorge, von der sie viel sprach. Es war wegen dem Dienstmädchen. Sie wollte nicht mit Frau Bettio zusammen kochen und den Haushalt machen. Sie wusste nämlich bereits, dass Frau Bettio ihr im Kochen überlegen war und auch rascher vorwärtskam mit den andern Haushaltarbeiten. Zugegeben hätte sie das natürlich nie, und um sich nicht blamieren zu müssen, wollte sie vorsorgen. So wurde hin und her beraten. Die Vikta wäre im Umgang mit Menschen eleganter und zuvorkommender, doch kochen und den Haushalt versehen könne sie nicht. Maria Ley wäre jünger, sie könnte besser springen und laufen, doch müsste sie noch vieles lernen, was den Haushalt und den Umgang mit Menschen betrifft. Nach tagelangem Für und Wider entschloss sie sich für Maria Ley, die ja bereits bei Frau Roller im Haushalt gewesen sei und nun doch schon einiges

gelernt haben dürfte. Denn nach dem Ausspruch von Kohler war ihre Schwester Roller eine Meisterin im Haushalt. Fräulein Kohler musste dies sagen, sonst hätte es niemand gemerkt.

So wurde denn auf den 1. März Maria Ley in die Gegend von Lugano nach Bosco Lugesano in die Ferienvilla versetzt, wo sie die Ankunft von Stocker und Kohler abzuwarten hatte. Herr Bettio und Gemahlin zogen ebenfalls ein. Fräulein Kohler wollte am ersten Tag noch nicht dort sein. Sie wurde aber auch nicht fertig mit Packen, soviel musste auf meinen Wagen gesattelt werden, obwohl Oskar und Eugen zuvor schon mit ihrem vollgestopften VW nach Lugano fahren mussten. Am 3. März war es dann soweit, dass abgereist werden konnte. Stocker, Kohler, meine Frau und ich fuhren nach Luzern. Dort gab es einen längeren Aufenthalt, denn es musste wiederum manches eingekauft werden. Ich musste mehrmals meinen Wagen umparkieren, um keine Busse bezahlen zu müssen.

Endlich, um 5 Uhr abends, war es soweit, dass wir Luzern verlassen konnten und Richtung Lugano über Gersau-Brunnen dem Gotthard zustrebten. In Göschenen wurde verladen, da der Gotthard geschlossen war. Um 8 Uhr kamen wir in Airolo an. Nach Abmachung mit Bettio hätten wir schon längst in Bosco sein sollen. Doch Kohler liess sich Zeit. Sie tat immer so, als wäre es für sie ungeheuer schwer, in die Ferien zu gehen. Wohl sei es der Wille Gottes, dass sie gehe, aber von sich aus würde sie nie gehen und deshalb leide sie so furchtbar. Dem Bettio musste telefoniert werden, dass es noch nicht möglich gewesen sei, das Ziel zu erreichen. «Wir dürfen nur langsam fahren und von Zeit zu Zeit müssen wir wieder einen Halt machen, damit die Mutter es aushalten kann», sagte Stocker am Telefon. Sie verstand es vortrefflich, bei allen den Eindruck zu erwecken, dass sie schwer zu leiden habe um der Seelen willen, und dass sie nur durch das Gebet der Mitglieder und deren Opfergeist am Leben bleiben könne. Wenn ein Mensch nicht total sich ihr unterwerfe und nicht das tue, was sie nur denke, ohne es auszusprechen, der sei für ihren Körper eine schwere Belastung, weil er nicht den Geist des Heilandes in sich habe. So wurde auch Herrn Bettio langsam klargemacht, dass es für

ihn eine grosse Gnade bedeute, wenn die heilige Kohler bei ihm die Ferien verbringen dürfe. Nicht Stocker und Kohler mussten froh sein, in die Ferien gehen zu können, sondern Bettio musste Gott danken dafür, dass ihm diese grosse Gnade zuteil geworden sei, die beiden zu beherbergen und für sie sorgen zu dürfen. Darum auch die gezielte Verzögerung, um die Sache spannend zu machen.

In Faido wurde das Abendessen eingenommen und um 12 Uhr nachts kamen wir am gewünschten Ziele an, wo uns Herr und Frau Bettio und Maria Ley begrüßten. Leny und ich blieben drei Tage dort, bis wir wieder die Heimreise antraten. Kohler versprach noch meiner Frau, sie dürfe wieder kommen für eine Woche. Das Nähere werde dann am Telefon abgemacht. Als Oskar einmal dort war, brachte er einen Brief, worin die beiden ihr Bedauern ausdrückten, weil ihr Vorhaben mit Leny nicht durchführbar sei, eine unangenehme Sache hindere sie daran. Nachträglich erfuhren wir, was das für eine unangenehme Sache gewesen war: Maria Ley war für sie nicht die erwartete Hilfe. Sie erlebte das gleiche Schicksal wie ihre Vorgängerinnen. Sie konnte der Kohler nichts recht machen und sei auch ungehorsam gewesen, sie verstehe überhaupt nichts vom Haushalt und sei sehr bequem.

Trotz dieser unangenehmen Sache wurden die Ferien um einen Monat verlängert. Maria Ley wurde mit den bekannten Vorwürfen heimgeschickt, oder wenn sie die letzte Chance noch ergreifen wolle, könne sie nochmals nach Singen, um bei Frau Roller das Wichtigste zu lernen und wenigstens den guten Willen zu beweisen. Maria war damit einverstanden und fuhr zurück nach Singen.

Dass die Kohler nicht ohne Hilfe sein kann, geht daraus hervor, dass sie, noch während Maria bei ihnen war, bereits ihre Fühler ausstreckte nach Fräulein Hedwig Schlienger, welche seit drei Jahren in Singen bei Frau Roller war. Noch ehe Maria Ley in Singen ankam, musste Hedwig Schlienger abreisen Richtung Lugano. Ihre beiden Züge kreuzten sich, ohne dass eine etwas von der anderen wusste und auch nicht wissen durfte. Ich selber habe dies auch erst nach den Ferien erfahren.

Fräulein Hedwig Schlienger war während ihres dreijährigen Aufenthaltes in Singen selbst nach Aussagen der Frau Roller eine hervorragende Hilfe im Haushalt. «Sie findet sich in allen Arbeiten zurecht und weiss immer, was zu tun ist. Ich kann jederzeit fortgehen, ohne dass ich die geringsten Bedenken haben müsste. Auch im Umgang mit Kindern weiss sie Bescheid und alles geht reibungslos weiter, auch wenn ich nicht dabei stehe.» Mit diesen Worten schilderte Frau Roller die Hedwig Schlienger bei Stocker und Kohler, denn Stocker und Kohler kannten sie nicht persönlich, sie hatten sie noch nie gesehen. Sie mussten also auf das Geschwätz der Hildegard Roller abstellen. Und es stimmte auch, Fräulein Schlienger hatte ihre Sache zweifellos recht gemacht in Singen.

Im Zusammenhang mit der Affäre Wermuthäuser hielt uns Stocker einmal einen längeren Vortrag, wie verschieden doch die Menschen seien. Frau Wermuthäuser sei ein faules, unehrliches und bequemes Geschöpf, sollte Hausfrau sein und sei nicht imstande, das Einfachste im Haushalt fertig zu bringen. Sie könnten beide im Dreck ersticken, das wäre der Frau Wermuthäuser egal. Fräulein Schlienger dagegen sei ganz anders. Er sei überzeugt, dass ihnen geholfen wäre, wenn die Hedwig da wäre. Sie hätte nicht genug zu tun, bestimmt nicht genug zu tun, die Fräulein Schlienger.

Eben dieses Fräulein Schlienger musste mit Maria Ley ihre Rolle vertauschen und kam gegen Mitte April nach Bosco Luganese zu Stocker und Kohler.

Am 1. Mai 1965 musste ich Stocker und Kohler wieder zurückholen, weil es trotz Bemühungen nicht mehr möglich war, das Haus länger zu benützen. Was jedoch jetzt die Fräulein Kohler über Hedwig Schlienger auszusetzen hatte, gäbe allein ein Buch. Dies sei der grösste Affe, den sie je in ihrem Leben gesehen hätten, ein eingebildeter, grossartiger Dummkopf, mit dem überhaupt nichts anzufangen sei. Was diese ihnen an Lebensmitteln habe kaputtgehen lassen, sei unbeschreiblich. Sie habe nur die Männer und das Heiraten im Kopf, das sei alles. Sie habe sich sogar erlaubt, den Stocker zu kitzeln an den Füßen, ihn, den Priester usw.!

Fräulein Schlienger wurde natürlich mit dem Zug nach Singen zurückgeschickt, bevor ich in das Tessin kam, weil sie nicht wissen sollte, wer die beiden abholt. Zur gleichen Zeit wurde Maria Ley von Singen für ein paar Tage heimgeschickt, um nachher wieder nach Hellikon zu Stocker und Kohler zu kommen. Ley und Schlienger durften sich also nicht sehen, damit sie nicht sprechen konnten miteinander. Die Kohler hatte alles so raffiniert mit der Frau Roller abgemacht. Auch wir hatten keine Gelegenheit, mit ihnen zu sprechen.

Auf dem Heimweg am 1. Mai 1965 sollte ich mit den beiden noch nach Rüti fahren, um dort mit jemandem zusammenzukommen, wegen was, wusste ich nicht. Wie es ja immer war, die Kohler wurde auch diesmal nicht fertig mit Packen, so dass ich ihnen zum Voraus sagte, es sei mir unmöglich, heute noch über Rüti zu fahren. Es war dann trotzdem nachts 2 Uhr, als wir in Hellikon ankamen.

An einem der darauffolgenden Tage wurde der Besuch in Rüti nachgeholt, aber nicht ich musste fahren, sondern Eugen. Nachher wurden wieder Wallfahrten unternommen nach Einsiedeln. Einmal war ich ihr Begleiter. Unterwegs war die Rede davon, dass sie gerne noch länger im Tessin geblieben wären, doch sei die Villa schon versprochen gewesen für den Monat Mai.

Von Einsiedeln aus machte ich einen kleinen Abstecher dem Sihlsee entlang, um ihnen die schöne Landschaft zu zeigen. Ich war selber auch noch nie dort. Auf dieser Fahrt sprach Fräulein Kohler immer wieder von der schönen Lage und wie ruhig es hier zu wohnen wäre. Ich merkte, dass sie nicht mehr länger bei uns bleiben wollten, wo sie sich eingekerkert fühlten. Deshalb sagte ich auch, es wäre besser für sie, wenn sie selber ein Haus bauen könnten, damit sie nicht allein für die Miete einer Ferienwohnung Tausende von Franken ausgeben müssten. Kohler meinte, das wäre auch der Wille des Heilandes, und Bettio sei bereits auf der Suche nach einem Haus, doch alle, welche sie bis jetzt gesehen hätten, seien sehr teuer.

Wenig später erhielt Hans Kiser den Auftrag, mittels eines Zeitungsinserates käufliche Ferienhäuser ausfindig zu machen. Kiser tat so, und es gingen einige Offerten ein, unter andern

diejenige des Architekten Gasser aus Zürich. Er hatte ein Chalet im Zürcher Oberland in der Nähe von Hinwil anzubieten. Mit Bettio wurde nun vereinbart, dass man am Pfingstmontag die Objekte besichtigen wolle. Eugen musste mit Stocker und Kohler nach Feldbach fahren, um dort Herrn und Frau Bettio zu treffen. Gemeinsam fuhren sie dann nach Ringwil und von dort noch weiter den Hang hinauf zum Neubruch, wo fünf neue Ferienhäuser stehen. Die unteren beiden, zwei Chalets, waren käuflich und gehörten Herrn Gasser. Bettio hatte vom Besitzer die Schlüssel erhalten zur freien Besichtigung der Häuser. Als Fräulein Kohler das untere aussen und innen gesehen hatte, sagte sie, das sei das Richtige. Herrn Bettio war es allerdings zu teuer. 130'000 Franken wollte er für ein Chalet nicht ausgeben. Er hatte sich ein stabiles, gemauertes Haus vorgestellt. So wurden noch andere Angebote in der Umgegend besichtigt, aber keines wollte passen.

Am späteren Nachmittag fuhren sie nach Einsiedeln. Bettio und Frau mit Stocker und Kohler in ihrem Wagen fuhren voraus, und Eugen mit seinem Auto folgte hintennach. Was unterwegs alles gesprochen wurde, wissen wir nicht. Nur das eine konnte Eugen bei der Ankunft in Einsiedeln noch feststellen, dass nämlich Fräulein Kohler mit Bettio eine stärkere Auseinandersetzung gehabt hatte wegen dem Chalet ob Ringwil. Die letzten Töne davon waren noch auf dem Parkplatz vor dem Benziger-Verlag zu hören, wo sich Bettio entschuldigte, dass er so hartnäckig widerstanden habe. Er wolle ja schon den Willen Gottes erfüllen und das tun, was der Heiland bestimme. Von seinem Beruf und seiner Veranlagung her sei er es eben gewöhnt, die Dinge von der wirtschaftlichen Seite her zu beurteilen, und im Moment sei ihm dieses Haus einfach viel zu teuer vorgekommen. Er wolle mit Herrn Gasser reden, vielleicht lasse er doch noch mit sich markten.

Fräulein Kohler war erbost, dass Bettio immer versuche, die Preise herunterzudrücken, auf einmal komme ein anderer und kaufe das Haus.

Einige Tage später mussten Eugen und ich auf Befehl der Kohler nach Rüti fahren, um mit Bettio und Herrn Gasser zusam-

men das Chalet nochmals zu besichtigen. Im Auftrag der Fräulein Kohler hatten wir Herrn Bettio einzuschärfen, dass es der Wille des Heilandes sei, dieses Chalet zu kaufen, auch wenn er anderer Meinung sei. Er solle seine persönlichen Empfindungen in den Hintergrund stellen und das tun, was Gott wolle, auch wenn er nicht nach seiner Gewohnheit die Preise herunterdrücken und markten könne. Wir sollen ihm sagen, wenn das Haus bis im August 1965 nicht gekauft sei, dann wolle sie nichts mehr wissen davon.

Bettio war natürlich daran interessiert, dass die beiden in seine Nähe kommen, weil er mehr mit ihnen zusammen sein wollte. Wir waren daran interessiert, dass sie von uns fortkommen, damit wir wieder einmal aufatmen könnten. Im Übrigen hatte Fräulein Kohler auch gesagt: «Im August haben die Kinder im Heim die grossen Ferien, dann wollen wir sie zu uns ins Chalet nehmen, damit wir sie besser in ihre Aufgabe einführen können. Auch wäre es gut für die Kinder, wenn sie mit Stocker über die Schulaufgaben sprechen könnten, denn sie haben so manche Probleme. Auch könnte er ihnen im Englisch behilflich sein. Zwischendurch müssen sie uns im Haushalt behilflich sein, damit sie auch hierin Fortschritte machen.»

Also fuhren wir Ende Mai oder anfangs Juni nach Rüti, um mit Bettio und Herrn Gasser zusammen das Ferienhaus anzusehen. Herr Gasser zeigte uns das ganze Chalet von oben bis unten und belehrte uns, wieviel er für das ganze Areal habe zahlen müssen. Es sei ihm unmöglich, eines der Häuser, und dazu noch das schönere, zu einem billigeren Preis abzugeben. Während dem anschliessenden Zvieri, wo Gasser nicht mehr dabei war, betonte Bettio erneut, dass es verrückt sei, für ein Holzhaus soviel zu bezahlen, er glaube bestimmt, dass er's doch noch billiger bekomme. Zu meiner Entlastung brachte ich jetzt das vor, was Fräulein Kohler mir aufgetragen hatte, es ihm zu sagen. Auf dem Heimweg erzählte uns Bettio, er müsse eigentlich schon dankbar sein für die grossen Gnaden, die er empfangen habe. Er sei doch noch gar nicht lange beim Heiligen Werk und wisse jetzt schon mehr als viele andere Mitglieder, die von Anfang an dageigewesen seien. Dass er in so kurzer Zeit zu den

Vertrautesten der Gemeinschaft gehören dürfe, bedeute für seine ganze Familie eine grosse Gnade. Ich gab ihm nur eine kurze Antwort: «Emil, du weisst nicht warum.»

Stocker hatte uns noch einen Zettel mitgegeben für Bettio, auf welchem eine Reihe Lebensmittel aufgeschrieben waren, die wir heimbringen sollten. Mit vollgestopftem Wagen kamen wir zu Hause an und wurden nun ausgefragt, was für einen Eindruck das Ganze auf uns gemacht habe. Ich musste bestätigen, dass die Lage sehr schön sei, aber Bettio immer noch das Gefühl habe, es sei zu teuer. Fräulein Kohler legte mir auseinander, dass Bettio ein Geschäftsmann sei und keine Lust habe zum Kaufen, wenn er nicht markten könne, doch diesmal sei der Wille des Heilandes massgebend. Bettio kam dann wieder auf Besuch und konferierte selber mit Stocker und Kohler.

Anfangs Juli 1965 sagte Stocker zu mir, ich solle Barmettlers am Telefon anfragen, ob es ihnen heute Abend möglich wäre, auf die Höhe des Hauensteins zu kommen zu einer wichtigen Besprechung. Meine Frau und ich sollten mit Stocker und Kohler bis dorthin fahren. Was es jetzt wieder zu besprechen gab, wusste ich nicht, aber ich hatte Angst, es sei etwas wegen mir. Kurz zuvor hatte sich nämlich eine andere Szene abgespielt: Wie ich früher beschrieb, war Fräulein Maria Ley, die Zukünftige des Heinrich Barmettler, im Tessin bei Stocker und Kohler gewesen und hätte dort den Haushalt besorgen sollen. Mit Schimpf und Schande landete sie kurz darauf wieder in Singen und hätte nachher nochmals nach Hellikon kommen sollen zu Stocker und Kohler. Maria Ley dagegen schrieb einen Brief, worin sie der Kohler mitteilte, sie sei nicht in der Lage, ihr den Haushalt zu besorgen und zu Heinrich Barmettler passe sie sowieso nicht, sie könnte sich in dieser Familie nie daheimfühlen, deshalb habe sie sich entschlossen, von der Familiengemeinschaft fernzubleiben und gehe jetzt eigene Wege.

Dies war ein harter Schlag für Kohler, dass sich jemand getraute, sich ihren Anordnungen zu widersetzen. Sofort musste ich dem Heinrich Barmettler anläuten, damit er ihr das Nötige sage und sie so von ihrem Entschluss abbringe. Heinrich war einverstanden und lud Maria zu sich ein. Nach seiner Unter-

redung telefonierte Heinrich mir zurück und meldete das Ergebnis, das ich an Kohler weiterzuleiten hatte. Nach seinen Darlegungen habe ich Maria klaren Bescheid gegeben und unter anderem gesagt, man könne der Kohler doch nichts recht machen. Dieser einzige Satz brachte die Kohler in Wut. «Niemand hat das Recht, so etwas zu sagen. Was recht ist, ist immer recht und bleibt recht bis in alle Ewigkeit. Aber was nicht recht ist, das habe ich den Menschen zu sagen und sie darauf aufmerksam zu machen.» Sie hielt mir eine Moralpredigt, als ob ich derjenige wäre, der diesen Ausspruch erfunden hätte, um sie zu necken. Jedenfalls machte es den Anschein, ich sei der Schuldige, deshalb hatte ich Angst, als es wenige Tage darauf hiess: Eine wichtige Besprechung mit Barmettlers.

Tatsächlich hiess es auf dem Hauenstein, Leny solle in den Wagen der Barmettler hinübergehen, und Barmettlers sollen in unserem Wagen Platz nehmen, wodurch die Spannung noch erhöht wurde. Es waren nur die Söhne Barmettler da, die Eltern nicht. Dann war die Rede von Maria, und wie erwartet, gebrauchte Heinrich in Gegenwart der Kohler mässigeren Ausdrücke als am Telefon, was auf mich ein schiefes Licht warf. Das Gespräch nahm aber bald eine andere Wendung, und es stellte sich heraus, dass der Zweck dieser Zusammenkunft ein anderer war.

Mit einigem Zaudern fing Stocker an, dass sie, das heisst Herr Bettio, Gelegenheit haben, in der Ostschweiz ein Chalet zu kaufen, wo, würden sie später erfahren. Dieses Chalet wäre für sie günstig, denn sie könnten dann der Reihe nach auch solche Mitglieder zu sich kommen lassen, mit denen sie bis jetzt keinen direkten Kontakt haben konnten. Sie wären auch in der Lage, ganze Familien zu sich zu nehmen, was unbedingt wichtig sei. Herr Bettio wäre bereit, das Chalet zu kaufen, doch fehlen ihm noch 15'000 Franken. Dieser Betrag sollte gedeckt werden von andern Mitgliedern. Sie, Barmettlers, sollen es sich einmal überlegen, wieviel sie beisteuern könnten. Josef werde noch mit Herrn Schenker und Herrn Schreiber in Verbindung treten müssen, um auch sie zu fragen, damit der Kauf bald getätigt werden könne. Der Heiland dränge darauf. Heinrich

solle bis morgen Abend dem Josef telefonieren. Er brauche nur die Zahl zu sagen, sonst nichts, damit kein Verdacht auf komme. Die Eltern Barmettler und der Sohn Josef Barmettler hätten nämlich nichts von diesem Plan wissen dürfen. Sie wussten auch nicht, wo Stocker und Kohler sich aufhalten. Die Frau des Josef Barmettler war nämlich dem Heiligen Werk nicht gutgesinnt, weshalb Stocker und Kohler peinlich darauf bedacht waren, dass Josef Barmettler nichts vernahm. Er dürfe wohl Geld geben, aber nur, wenn er solches habe, von dem seine Frau nichts wisse.

Am andern Abend meldete Heinrich, dass sie alle 15'000 Franken beisammen hätten. Ihr Bruder Josef habe 10'000 Franken freimachen können aus einer Hypothek. Damit war Kohler nicht einverstanden, denn sie witterte Gefahr, dass die Frau des Josef Barmettler dahinterkommen könnte. Auch die Eltern Barmettler hatten zuviel vernommen, dem musste abgeholfen werden. Kurz entschlossen musste ich zu Barmettlers fahren und in Anwesenheit von allen erklären, dass der Kauf nicht zustande kommen könne, es sei etwas dazwischen gekommen. Josef Barmettler solle sein Geld nicht abheben.

Als ich mit Hans, Heinrich und Paul Barmettler wieder alleine war, musste ich ihnen erklären, dass der Kauf wohl in Frage komme, aber ohne Mithilfe des Josef Barmettler. Auch den Eltern dürfe nichts mehr gesagt werden.

Nun musste ich Herrn Schenker und Herrn Schreiber zu mir einladen. Diese hatten noch keine direkte Verbindung mit Stocker und Kohler, wussten aber schon seit längerer Zeit, dass wir mit ihnen Verbindung haben. Im Auftrag der Kohler musste ich ihnen mitteilen, dass das Heilige Werk Gelegenheit habe, irgendwo in der Ostschweiz ein Chalet zu kaufen, wo dann die Möglichkeit geboten sei, dass auch sie und ihre Familien mit Stocker und Kohler zusammenkommen könnten, was schon lange im Willen des Heilandes gestanden habe. Es müsse ja auch für sie einmal die Zeit kommen, wo sie die beiden kennenlernen dürfen, um selber mit ihnen ihre Sorgen und Anliegen zu besprechen. Schenker und Schreiber und auch die Söhne des Herrn Schreiber, welche ebenfalls anwesend waren, zeigten In-

teresse für die Sache. Ich erklärte ihnen, dass Herr Bettio zur Hauptsache die Finanzierung übernehme, doch fehle immer noch ein Betrag von 15'000 Franken. Wenn dieses Geld noch aufgebracht werden könne, werde der Kauf bald abgeschlossen. Alle erklärten sich gerne bereit zu helfen. Es sei ja für eine gute Sache, und da müsse jeder sein Möglichstes tun. In Kürze würden sie mir Bescheid geben, wieviel ich erwarten dürfe.

Nach einigen Tagen erhielt ich von Schenker die Zusage für 7'000 Franken und von Schreibers für 10'000 Franken, und ich meldete dies Stocker. Barmettlers wussten nach der neuen Situation noch nichts Sicheres, aber sie sprachen von 10'000 Franken.

Bettio kam wieder auf Besuch, um sich über die Finanzlage zu orientieren. Zum erstenmal, seit Bettio auf Besuch kommt, musste ich jetzt dabei sein. Mir war es peinlich, mit Herrn und Frau Bettio und Stocker/Kohler über diese Sache zu diskutieren, denn erstens wussten Stocker und Kohler so gut wie ich, was Schenker, Schreiber und Barmettlers versprochen hatten, zweitens sollte es nur den Eindruck erwecken, als ob Stocker und Kohler keinen näheren Einblick hätten in die finanzielle Lage des Heiligen Werkes, und drittens sollte dadurch Herrn Bettio das Gesagte glaubhaft gemacht werden. Mir wurde nämlich vorher mit aller Bestimmtheit gesagt, dass ich Herrn Bettio nur 15'000 Franken zusichern dürfe, dies sei wohl das Äusserste, was von den andern Mitgliedern zu erwarten sei. Für Bettio blieb in diesem Fall nichts anderes übrig, als selber mehr Geld zu beschaffen. Es drehte sich noch um eine Summe von 20'000 Franken, nach all dem, was ich gehört hatte. Jedenfalls äusserte Frau Bettio Bedenken, wenn sie plötzlich 20'000 Franken in die Ausgaben buchen müsse, und niemand dürfe wissen für was. 20'000 Franken seien auch für sie eine erhebliche Summe Geld. Fräulein Kohler erweckte bei Herrn Bettio Mitleid, bis dieser sagte: «Das übernehme ich, fertig!» Als Frau Bettio nochmals Bedenken äusserte, wurde Emil noch deutlicher: «Komm, hör auf mit deinem Seich, wegen 20'000 Franken, was ist das schon? Wenn du mit dem Auto an einen Baum hin fährst, sind mehr kaputt als 20'000 Franken. Komm, hör auf! Das übernehme

ich!» Jedenfalls konnte ich mich bald zurückziehen, und was weiter gesprochen wurde, weiss ich nicht.

Bei nächster Gelegenheit, wo es sich wieder um die Finanzen handelte, sagte Fräulein Kohler zu mir: «Auch wenn Barmettlers, Schenker und Schreibers mehr geben, so bleibt es bei dem, was abgemacht ist. Wir müssen auch noch Möbel haben, um wohnen zu können.» Als die Herren das Geld brachten nach einigen Tagen, übergab mir Herr Schenker in Gegenwart von Herrn Schreiber 7'000 Franken, und Herr Schreiber gab mir 10'000 Franken für Stocker und Kohler. Barmettler Heinrich gab sein Geld, 11'000 Franken, selber ab an Stocker und Kohler. Ja, er brachte sogar noch mehr. Er brachte alles, was er finden konnte im Haus. Da sagte doch Fräulein Kohler, er müsse wieder 1'000 Franken mit heim nehmen, damit er auch noch etwas Geld besitze. Trotzdem liess er bei Stocker 11'000 Franken liegen, und ich übergab ihm in Anwesenheit meiner Eltern die 17'000 Franken von Schenker und Schreiber. Insgesamt waren es also 28'000 Franken, was Stocker erhalten hatte.

Auf einer Fahrt nach Einsiedeln, die nachher stattfand, machte mir Fräulein Kohler noch einmal klar, dass ich bei Bettio nur von 15'000 Franken sprechen dürfe. Sie wolle nicht von Bettio abhängig sein, wenn sie Möbel für das Chalet kaufe, denn diese müssten nach dem Wunsche des Heilandes sein und nicht nach dem Geschmack von Bettio. Deshalb habe sie nur 15'000 Franken für den Hauskauf gerechnet und den Rest für Möbel. Sie fragte mich, ob ich es den Herren Geldgebern gesagt habe, dass ihr Geld auch für Möbelanschaffungen gebraucht werde. Ich sagte: «Ja», damit sie zufrieden war. In Wirklichkeit sprach aber vorher weder Stocker noch Kohler etwas davon. Somit wären die 13'000 Franken einem anderen Zwecke zugeführt worden als demjenigen, für den sie gebettelt und gegeben worden waren. Ob Bettio je etwas von diesem Dreh erfahren hat, weiss ich nicht, ich hatte erst wieder mit der Sache zu tun, als Bettio und Barmettler auf das Grundbuchamt in Wetzikon gehen mussten, um die Kaufverträge zu unterzeichnen. Soviel ich weiss, wurde das Haus auf Bettio und Barmettler überschrieben, mit solidarischer Haftung für die Grundpfandschuld.

Soviel ich orientiert bin, ging die Finanzierung folgendermassen:
Ich mache diese Angaben jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, da ich nicht weiss, ob sie stimmen, man sagte mir nicht alles:

Gesamtkosten des Chalets mit zwei Garagen Fr. 135'000-

Bankhypothek	Fr. 80'000.-
2. Hypothek des Herrn Gasser	Fr. 20'000.-
Barzahlung Bettio	Fr. 20'000.-
Barzahlung Barmettler (wie mit Stocker und Kohler abgemacht)	Fr. 15'000.-
	<hr/>
	Fr. 135'000.-

Kaum war die Eintragung im Grundbuch vollzogen, mussten meine Frau und ich nach Zürich fahren, wo Einkäufe gemacht wurden. Nachher ging es weiter nach Einsiedeln, und dort trafen wir Herrn Bettio. Er war unerwartet gekommen, und dies war der Fräulein Kohler peinlich, denn sie wollte unbedingt nicht haben, dass er alles sehe. Wir hatten nämlich die eingekauften Sachen immer noch in unserem Wagen und wollten sie erst auf der Rückfahrt in Ringwil abladen. Darum schickte Fräulein Kohler Herrn Bettio voraus, er solle daheim Lebensmittel bereitstellen und sie dann nach Ringwil bringen, damit wir sie von dort nach Hellikon mitnehmen könnten. Die Sache klappte. Bis Bettio nach Ringwil kam, waren die eingekauften Dinge alle in den Schränken versorgt. Erst am andern Tag fuhren wir wieder heim.

Bald darauf wurden Barmettlers bestellt. Sie hatten mit ihrem VW-Transporter Möbel von uns nach Hinwil zu transportieren. Kohler bestimmte, was alles mitgenommen werden soll und verpackte das Notwendige. Es waren hauptsächlich die Möbel, die Eugen gehörten.

Nach dem Verlad fuhren Barmettlers ab nach Ringwil. Stocker, Kohler, meine Frau und ich folgten ihnen wenig später nach, so dass wir miteinander beim Chalet ankamen, worauf wir unverzüglich alles an seinen Platz stellten. Barmettlers fuhren nachher wieder nach Wangen zurück, während Stocker, Koh-

1er, meine Frau und ich über Nacht im Chalet blieben, denn am andern Tag kam Möbel Pfister und brachte die weiteren Möbel dazu. Von diesem Möbeltransport wusste Bettio nichts. Es wurde alles wohnlich eingerichtet, und was an Geschirr noch fehlte, wurde von Stocker und Kohler selber in Zürich eingekauft. Die beiden blieben dann im Chalet und besprachen die weiteren Dinge mit Bettio, der wahrscheinlich jeden Tag oben war.

Eines Tages bekamen wir von Stocker den Telefonanruf, Leny und ich sollen nach Ringwil kommen, um dort im Haus noch etwas behilflich zu sein und dann in Singen unsere Kinder abzuholen. Sie sollten zum erstenmal seit dem 1. Januar 1958 wieder mit Stocker und Kohler zusammenkommen. Es war aber abgemacht, dass die Kinder vorerst nichts davon wissen dürfen und im Glauben gelassen werden sollen, es gehe nach Hellikon in die Ferien. Frau Roller konnte aber nicht schweigen bei den Kindern und hatte sie schon lange auf das Zusammentreffen mit Stocker und Kohler vorbereitet. Sie liess Fräulein Kohler jedoch weiterhin im Glauben, die Kinder wüssten nichts.

Also fuhren wir Mitte August 1965 nach Ringwil. Wir waren dort den ganzen Tag über im Chalet beschäftigt und konnten die Kinder erst am andern Tag abholen in Singen. Diese freuten sich auf das Wiedersehen mit den beiden, denn es waren ja schon mehr als sieben Jahre seit dem letzten Mal.

Frau Roller fuhr ebenfalls mit und besorgte in Schaffhausen noch einige Einkäufe. Bei der Ankunft im Chalet sagte sie schnell zu Fräulein Kohler, die Kinder hätten grosse Augen gemacht, als sie merkten, dass wir eine andere Richtung einschlagen als nach Hause. Dabei wussten ja die Kinder schon lange, wen sie heute antreffen würden.

Die Kinder blieben drei Wochen in Ringwil und halfen im Haushalt. Währenddessen bekamen wir von Stocker die Erlaubnis, an einem Sonntag mit den Grosseltern die Kinder dort zu besuchen. Wir freuten uns und hofften, endlich mit den Kindern ein paar Worte sprechen zu dürfen ohne Aufsicht. Zum Mittagessen kamen wir dorthin. Nachher hiess es, die Grosseltern, meine Frau und ich sollen nach Einsiedeln fahren,

um noch eine kurze Wallfahrt zu machen. Die Kinder sollen daheim bleiben und das Abendessen richten, bis wir zurück seien.

Ich hatte mich damals furchtbar aufgeregt, dass man uns nicht einmal diese paar Minuten gönnt, um mit den Kindern allein zu sein. Hatte man uns doch versprochen, die Kinder besuchen zu dürfen, und nun mussten wir die längste Zeit in Einsiedeln sein ohne Kinder. Ich konnte dies nicht mehr vergessen. Die Kohler hatte einfach ein abgefeimtes Gefühl, um uns im Innersten zu quälen.

Nach drei Wochen mussten die Kinder wieder nach Singen in die Schule. Von da an wurden sie hin und wieder an den Sonntagen nach Ringwil gebracht, bald von Oskar, bald von Bettio. Alles schien in bester Ordnung zu sein. Wir hatten keine Kontrolle, es wurde uns aber auch nie etwas gesagt.

Im Oktober musste Fräulein Schlienger, die schon im Tessin nichts Rechtes leisten konnte, nach Ringwil, um den Haushalt zu machen. Was mit ihr alles geschah, vernahmen wir erst nach dem Tode von Bernadette. Wenn in Singen Gemeinschaftsversammlung war, dann war auch Fräulein Schlienger zugegen. Hier ist uns lediglich aufgefallen, dass sie sehr gedrückt war. Auch nach den Vorträgen, die Stocker aufs Tonband gesprochen hatte, konnte man schliessen, dass sie nicht zufrieden waren. Er hatte scharf und bestimmt auf die Ganzhingabe und die Selbstverleugnung hingewiesen und die Frauen von heute schwer getadelt, die nicht imstande seien, einen Haushalt zu führen nach dem Willen Gottes, auch jetzt noch nicht, nachdem schon soviel gesprochen worden sei von der Ganzhingabe. Während den Versammlungen durfte nur das Allernotwendigste gesprochen werden, jedes solle in sich gehen und soll beten. Frau Roller hatte dafür zu sorgen, dass keine unnützen Gespräche geführt wurden.

Auf den 13. Oktober 1965 durften meine Frau und ich nach Singen fahren, um die Kinder zu besuchen, da meine Frau sich erneut einer Beinoperation unterziehen musste. Bei diesem Besuch schickte uns Frau Roller mit allen Kindern ins Nachbardorf, damit wir dort eine Kirchenbesichtigung machen. Es war

nämlich dort eine neue Kirche eingeweiht worden. Diese war jedoch nicht frei zur Besichtigung, so machten wir eine kurze Rundfahrt, bis die bewilligten zwei Stunden vorüber waren und wir wieder zurück sein mussten. Frau Roller hatte wiederum dafür gesorgt, dass wir nicht allein mit unseren Kindern sprechen konnten.

Am 15. Oktober musste meine Frau ins Spital eintreten zur Operation. Während ihrem achtwöchigen Spitalaufenthalt ass ich bei meiner Mutter oder kochte selber. Stocker und Kohler waren fort und wir konnten uns endlich wieder freier bewegen, ohne Stocker täglich Rechenschaft ablegen zu müssen.

Im November kamen die beiden eines Abends wieder nach Helikon. Oskar hatte sie in Ringwil abholen müssen. Am folgenden Morgen fuhren sie jedoch wieder weg. Sie sagten, dass sie das nächste Mal an einem Morgen kommen werden, um am Abend wieder zurückzufahren, denn sie könnten nicht mehr hier schlafen, es sei so feucht im Zimmer. Dabei hatten sie sieben Jahre in diesem Zimmer gelebt und geschlafen. Dies war jedoch das letzte Mal, dass sie in unserem Hause waren.

Am 14. November 1965 wurde wieder Gemeinschaft in Singen abgehalten. Diesmal sprach Stocker noch in einem schärferen Tone als je zuvor. Er liess herausblicken, dass die Unbotmässigkeit der Mitglieder sie beide in der Gefangenschaft zurückhalte und dass sie nun nicht mehr länger zuschauen werden, wenn nicht eine totale und ernsthafte Besserung an den Tag gelegt werde. Die Mutter des Heiligen Werkes stehe am Rande der Verzweiflung und sei in Gefahr zu sterben, wenn nicht eine radikale Änderung eintrete bei den einzelnen Mitgliedern. Es sei eine Schande, wenn zwanzigjährige Mitglieder noch nicht einmal wissen, wo der Heiland gekreuzigt worden sei und sich um religiöse Dinge überhaupt nicht kümmern, so dass die Mutter des Heiligen Werkes sich ihretwegen dauernd am Rande des Todes bewegen müsse.

Natürlich konnte es Fräulein Schlienger nicht verbergen, dass sie damit gemeint war und dass sie diejenige ist, die man vor der ganzen Gemeinschaft kritisierte. Bei ihrer Mutter, die ebenfalls zugegen war, weinte sie, sie sei diejenige, und sie solle

fest beten, sonst gehe sie verloren. Sie solle es allen sagen daheim, dass sie beten sollen, damit sie es doch besser machen könne. Sie wisse nicht mehr, was links und was rechts sei. Dann sagte sie wieder: «Nein, du darfst nichts sagen daheim, ihr dürft mir nicht helfen, sonst seid ihr alle verdammt.»

Ihr schlechtes Aussehen war jedem aufgefallen, der dort war. Ich konnte mir denken, dass sie in Ringwil war, und dass dies für sie keine rosige Zeit sei, konnte ich vom Tessin her ableiten. Dass Fräulein Kohler ihr die Hölle heiss machte und ihr den Kopf verdrehte mit den schlimmsten Drohungen, wunderte mich nicht mehr.

Ihrer Mutter, die übrigens meine Schwester ist, gab dies Anlass, etwas zu unternehmen. Sie kam anderntags zu mir und beklagte sich über die Behandlung ihrer Hedy. Sie habe keine ruhige Stunde mehr und könne nicht mehr schlafen. Ich solle so gut sein und Hedy holen in Singen. Ich verstand ihren Schmerz, doch auch mir waren ja die Hände gebunden. Ich kannte die Kohler und wusste, dass dann meine Kinder büssen müssten, was sie nicht verschuldet hatten. Ich sagte ihr, ich sei auch dafür, dass die Hedy geholt werde, aber es sei ihre Sache, sie seien die Eltern und hätten das Recht dazu. Sie solle aber nochmals mit Oskar sprechen, er habe ja noch Verbindung mit den beiden und wisse vielleicht auch, was Hedy nicht recht gemacht habe. Am andern Tag kam die Mutter von Hedwig wieder und der Vater dazu. Sie redeten in scharfem Ton, dass sie unter keinen Umständen mehr länger zuwarten werden. Hedy komme heim und wenn sie mit der Polizei geholt werden müsse. Oskar und Eugen meinten, sie sollten nicht so voreilig sein, sonst gebe es eine Szene. Sie wollen sich vielmehr an massgeblicher Stelle dafür verwenden, dass Hedwig ordnungsgemäss heimkommen dürfe. Sie werden am nächsten Sonntag darüber sprechen und die Sache regeln.

Oskar hatte bereits den Auftrag, am nächsten Sonntag mit Vikta nach Ringwil zu kommen. Dies änderte er dahingehend ab, dass er anstatt mit Vikta mit Eugen hinfahren wollte, damit beide in der Angelegenheit Hedwig Schlienger vorstellig werden könnten. Am Freitagabend telefonierte Eugen nach Ring-

wil und sagte Stocker, dass eine wichtige Angelegenheit zu besprechen wäre. Er wolle daher morgen mit Oskar nach Ringwil kommen ohne Vikta. Stocker wollte unbedingt wissen, was das für eine wichtige Sache sei, doch Eugen sagte, das könne man am Telefon nicht besprechen, er werde es dann morgen erfahren. Wir hatten nämlich Angst, dass sie sofort Vorkehren treffen würden, um die Sache zu verhindern.

Am andern Morgen in aller Frühe telefonierte Stocker und fragte mich, ob es etwas Besonderes gebe. Ich sagte: «Nein.» Dann verlangte er Oskar ans Telefon und gab ihm Weisung, was er mitzunehmen habe. Dann wollte er von Oskar unbedingt wissen, was das für eine wichtige Besprechung sei, dass es so eile. «Ist etwas mit der Hedwig?» Oskar sagte: «Ja, ihre Eltern wollen sie daheim haben», worauf Stocker antwortete: «Wir haben es gedacht. Die Mutter hat gesagt: ‚Glaubst, es ist etwas wegen der Hedwig.‘»

Oskar und Eugen fuhren nach Ringwil. Als sie dort ankamen, wollten Stocker und Kohler gleich wissen, wie die Sache ist. Sie erzählten, dass die Eltern der Hedwig bei uns gewesen seien und dass der Vater erklärt habe, er hole die Hedwig heim, und wenn er sie in Singen nicht antreffe, so gehe er gleich zur Polizei und lasse sie polizeilich suchen. Dies löste bei Kohler das erwartete und gefürchtete Echo aus: «So einer muss noch ein grosses Maul haben und mit der Polizei drohen, der nichts anderes kann, als Kinder aufstellen, aber nicht erziehen. Ich würde mich schämen, solche Kinder zu haben, eine solche Sau, wie die eine ist. Den Beweis habe ich ja. Ich habe etwas gefunden in ihrem Schrank. Das hebe ich auf, damit ich es allen vorweisen kann. Bei jeder Periode hat sie es verwendet, damit sie immer meinte, einen Mann bei sich zu haben. Mit der Polizei drohen, das fehlt grad noch, dieser Schuft. Die Eltern selber sind überhaupt nichts wert, sonst hätten sie andere Kinder. Als ich ihre Mutter zum erstenmal sah, hatte sie eine dreckige und geflickte Schürze an, das werde ich ihr einmal sagen, wenn ich sie sehe. Sie werden ihre Heiligen noch erleben mit ihrer sauberen Tochter, bald wird sie ihnen auf die Nase scheissen. Von mir aus kann sie gehen, er braucht die Polizei nicht

zu holen, aber ihr Haus sei verflucht. Ich liefere sie allesamt dem lebendigen Gott aus. Hoffentlich hat sie bald ein Kind, dass sie genug bekommt. Eine Kuh ist ja auch mehr wert, wenn sie das erste Kalb hat.»

Stocker musste an Bettio telefonieren, er solle sofort ins Häuschen kommen. Weiter wurde nach Singen telefoniert und Frau Roller aufgetragen, Hedwig solle sich bereit machen, sie solle alle ihre Sachen einpacken, sie werde abgeholt. Nach kurzer Zeit erschien Bettio im Chalet, und es wurde mit ihm abgemacht, er müsse nach Singen und die Hedwig nach Ringwil bringen. Sie wollen ihr noch den Standpunkt klar machen und am Abend können sie Oskar und Eugen mit heim nehmen. «Der Schlienger braucht sie nicht mit der Polizei zu holen, wir bringen sie ihm», sagte Kohler. Während sie noch redete, läutete Frau Bettio an und meldete, Hildegard habe telefoniert, die Mutter und der Vater der Hedwig seien gekommen und wollen die Hedwig mitnehmen. Kohler gab Weisung, Frau Bettio solle der Hildegard zurücktelefonieren, sie solle Ruhe bewahren und aus dem Hause fortgehen, bis die Hedwig weg sei.

Jetzt ging im Chalet das Toben wieder los. Fräulein Kohler hatte eine Wut. Schliengers waren diesmal schneller gewesen, dabei hätte Fräulein Kohler der Hedwig gerne nochmals die Hölle heiss gemacht, damit sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr gehabt hätte daheim. So aber entlud sie ihre Wut auf Oskar und Eugen. Die ganze Schuld gab sie jetzt natürlich der Familie Hasler, weil die es gewusst haben und nichts sagten. In der Zwischenzeit war auch noch Frau Bettio gekommen und beide, Herr und Frau Bettio, mussten zuhören, was die Kohler zu schimpfen hatte. Einmal riss sie das Fenster auf und wollte zum Fenster hinausspringen und zweimal ging sie zur Türe hinaus und die Treppe hinunter. Jedesmal rannte ihr Bettio nach und holte sie wieder. Oskar und Eugen verteidigten Hedwig und brachten vor, dass Hedwig ja während drei Jahren bei Frau Roller gewesen sei, und wenn sie jetzt den Haushalt nicht recht gemacht habe, dann habe sie es bei Frau Roller nicht besser gelernt. Allem Anschein nach sei Frau Roller zufrieden gewesen mit dem, was Hedwig geleistet habe, sonst hätte sie nicht immer

gerühmt: «Die Hedwig schmeisst.» – «Die Hedwig kanns.»
– «Wenn die bei euch wäre, die hätte nicht genug zu tun.»
Stocker und Kohler liessen niemals ihre Hildegard bekritteln, und so wussten sie die Sache auch diesmal geschickt zu drehen. Sie sagten, die Hedwig sei ein verdrehtes und bequemes Luder. Jedesmal, wenn Hildegard den Rücken gedreht habe, dann habe Hedwig nichts gearbeitet oder es so gemacht, wie es ihr gepasst habe. Jetzt sei alles an den Tag gekommen, wo sie sich hätte bewähren sollen. Der Zufall wollte es, dass draussen ein heftiger Sturm dahinfegte, so dass das Häuschen zitterte. Diese Situation wusste Fräulein Kohler auszunützen als ein Zeichen vom Himmel. Schliesslich waren für Oskar und Eugen die Lanzen gebrochen und sie wollten sich den Anordnungen von Stocker und Kohler wieder unterziehen. Sie baten beide um Verzeihung und versprachen aufs Neue die Treue zum Werk. Als sie noch eine Andeutung machten, Hedwig habe, als sie sie das letzte Mal gesehen hätten, so bleich dreingeschaut, sagte Kohler mit drohender Stimme: «Ihr werdet bald ein anderes Gesicht erleichen sehen.»

Diese Szene erzählten Oskar und Eugen, als sie am Samstagabend spät nach Hause kamen wie zwei geschlagene Hunde, ganz bleich.

Zur selben Zeit, während Oskar und Eugen noch in Ringwil waren, blieben auch wir daheim nicht verschont. Stocker telefonierte mir, dass die Eltern der Hedwig bereits in Singen gewesen seien und die Hedwig geholt hätten. Ich war froh. Stocker jedoch gab alle Schuld, dass es soweit kommen konnte, uns.

Wir hätten dafür sorgen sollen, dass so etwas nie hätte vorkommen können. Wenn sie jetzt verraten werden, sei es unsere Schuld. Aber wenn es um unsere Ehre gehe oder um diejenige unserer Blutsverwandten, dann seien wir sogar bereit, den Heiland und seine Werkzeuge zu verleugnen. Sogar am Telefon, als er gefragt habe, ob etwas Besonderes sei, hätte ich ihn noch angelogen und glatt gesagt: «Nein.» Dies werde er mir nie vergessen, ich dürfe sicher sein.

Ich sagte ihm dann, dass es nicht meine Schuld sei, wenn die Eltern der Hedwig ihre Tochter daheim haben wollen. Im Hin-

tergrund tobte Fräulein Kohler und rief, ich sei ein «schlechter Siech» und ein Verräter. Wir hätten gemeinsam gegen sie gearbeitet. Stocker verlangte, ich solle ihm nun sagen, wie ich mich zum Werk stelle, ob ich noch zum Heiligen Werk halten wolle oder nicht. Ich sagte: «Ich stehe zum Werk, doch ich kann an der ganzen Sache nichts ändern.» Stocker brüllte weiter, das interessiere ihn nicht, bis in einer halben Stunde erwarte er Bescheid, was wir zu tun gedenken, und er hängte den Hörer auf.

Es war gerade Fütterungszeit und ich sagte zum Vater: «Die können warten. Ich telefoniere nicht. Ich bin nicht schuld an der ganzen Sache. Hätten sie die Hedwig anders behandelt, dann wäre sie nicht geholt worden.» Wir gingen in den Stall und ich fing an zu melken. Da brauste ein Sturm daher, schlug im Stall alle Fenster und Türen zu, warf in der Scheune den Staub auf und es war, als ob das Haus einstürzen wollte. Wir bekamen es mit der Angst zu tun und mein Vater sagte: «Jetzt wird wohl die halbe Stunde vorbei sein.» Aber trotzdem brachte mich nichts dazu, zu telefonieren. Nach etwa dreiviertel Stunden läutete das Telefon wieder. Ich nahm den Hörer ab und Bettio meldete sich. Er machte mir Vorwürfe, wieso ich nicht angerufen hätte, die halbe Stunde sei längst vorbei. Ich sagte ihm, dass ich meine Meinung schon geäußert habe und nichts ändern könne. Bettio meinte: «Ihr habt einen kleinen Glauben, mit dem ists nicht weit her.» Im Hintergrund tobte Kohler. Jetzt kam Stocker an den Apparat. Ich legte meinen Hörer ab und rief dem Vater, er solle kommen. Stocker sagte zum Vater, er solle sich nun endlich äussern, ob wir noch zum Werk stehen wollen oder nicht. Mein Vater antwortete, dass er nach wie vor zum Heiligen Werk stehe, aber mit den Methoden, welche sie anwenden, sei er nicht einverstanden. Das war zuviel. Zornig hängte Stocker auf.

Spät in der Nacht kamen Oskar und Eugen heim. Wir warteten noch auf sie. Kohler hatte sie fertig gemacht und in ihren Ohren klangen noch die Drohungen nach, welche Kohler ausgesprochen hatte über die Familie Hasler, wenn sie nicht auf die Knie gehe und Abbitte leiste. Sie redeten auf uns ein, dass wir doch

nicht recht gehandelt hätten und eben vieles nicht wissen, was der Heiland geplant habe. Es gebe nichts anderes, als nach Ringwil zu gehen und um Verzeihung zu bitten, wenn wir dem schlimmsten Schicksal entgehen wollten. Am besten sollen wir gleich morgen Abend gehen. Es sei zwar nicht sicher, dass wir im Chalet eingelassen werden, vielleicht müssten wir es noch ein zweites oder drittes Mal versuchen.

Oskar und Eugen hatten den Auftrag, am Sonntagnachmittag zu Hedwig Schlienger zu fahren, um ihr einzuschärfen, dass sie die beiden ja nicht verraten dürfe. Am Abend fuhr mein Vater, meine Mutter und ich nach Ringwil. Meine Frau war im Spital und musste diese Affäre glücklicherweise nicht miterleben. Zirka um halb 12 Uhr kamen wir in Ringwil an. Es schneite ohne Unterbruch und wir konnten nur mit Mühe den Hang hinauf fahren. Mit dem Auto bis zum Chalet zu gelangen, war unmöglich. Es war alles zugeschneit, so dass kaum ein Weg zu erkennen war. Deshalb mussten wir noch ein schönes Stück durch den Schnee waten. Es war hart für meine siebzigjährigen Eltern.

Beim Chalet war alles dunkel. Nur eine Kerze brannte in einem Zimmer, was man von aussen sehen konnte. Ich klopfte und rief, doch niemand gab Antwort. Ob sie überhaupt daheim waren? Ich versuchte es wieder mit Klopfen und Rufen. Alles blieb still. Da dachte ich, vielleicht hören sie uns und wollen nur nicht aufmachen. Ich ging ein drittes Mal, und zwar ans Schlafzimmerfenster. Endlich gab Stocker Antwort und fragte, was los sei. Ich meldete, dass ich mit meinem Vater und der Mutter gekommen sei und um Verzeihung bitten möchte. «Ist recht», sagte er, «ich komme.»

Nach kurzer Zeit öffnete er die Tür und liess uns eintreten. Anfänglich fuhr er uns schlimm an. Ob wir denn nicht merken, dass der Teufel durch uns das Heilige Werk vernichten wolle und dass wir ihm in die Arme gefolgt seien. «Es hat keinen Sinn, weiterzumachen, wenn diejenigen mit dem Teufel arbeiten, die andern ein Vorbild sein sollten und auf die man sich müsste verlassen können. Was ein einziger Teufel in einer Gemeinschaft anrichten kann, ist nicht abzusehen, und wenn man ihn erst

noch zu Hilfe ruft, dann bekommt er die Macht, alles zu zerstören. Der Vater braucht nicht so dumm zu reden, er sei mit den Methoden nicht einverstanden. Wir wissen, was die Seele braucht, um geläutert zu werden. Gott bestimmt das Mass und die Art der Sühne. Wie kommt ihr überhaupt dazu, eine Hedwig zu bemitleiden? Die hat sich allerhand Sachen erlaubt, die gesühnt werden müssen. Sie hat überhaupt keine rechte Arbeit geleistet und uns hat sie angelogen. Im Heim liess sie die Kinder arbeiten und sie selber hat am Radio Schlager laufen lassen. Wenn Hildegard fort war, liess sie alles liegen, und bei den Kindern redete sie über Hildegard. Dem Roller Franz hat sie die Haare gekämmt und ihn um den Hals genommen, als wäre er ein Trottel. Bei uns hat sie Möbel und Geschirr kaputt gemacht und Lebensmittel verrecken lassen noch und noch. Gewaschen hat sie sich überhaupt nie, sondern nur mit Gesichtsmilch und Watte das Gesicht abgerieben. Für die Monatsregel benützt sie Tampax, dieses Schwein, und will eine Frau sein vom Heiligen Werk. Es ist unverantwortlich, wenn eine Mutter es zulässt, dass ihre Töchter solches Zeug benützen. Nie hätte unsere Mutter so etwas geduldet» usw.

Die Kohler bequemte sich nicht, aufzustehen. Vom Bett aus erteilte sie Lektionen, um Stocker anzufeuern. Sie meinte, meine Mutter (sie ist die Grossmutter von der Hedwig) hätte besser getan, wenn sie die Luzie (das ist die Mutter von der Hedwig) recht erzogen hätte, dann wäre es für sie jetzt auch leichter gewesen. Sie hätten viel Geduld gezeigt mit der Hedwig, aber sie sei unerhört eigensinnig. «Und wenn man es ihr auch angesehen hat, dass sie bleich ist im Gesicht, so hat das gar nichts zu sagen. Es muss gesühnt werden. Eines ist sicher, wenn ihr nicht eingeht auf das, was der Heiland will, dann werdet ihr bald ein anderes Gesicht erleichen sehen, dann werdet ihr euch versammeln und wehklagen. Das sage ich Euch, Mutter.» Stocker meinte, wir hätten ihnen sehr weh getan und sie hätten es auch schon Oskar und Eugen gesagt gestern. Besonders die Geisteshaltung von Eugen habe sie schwer beschäftigt. «So geht es nicht weiter. Wir müssen wissen, ob wir uns auf euch verlassen können oder nicht.»

Vater fragte dann Stocker, ob es eine Verzeihung gebe, worauf Stocker antwortete: «Natürlich gibt es eine Verzeihung.» Dann musste eines nach dem andern vor Stocker hinknien und ihn mit einem Händedruck um Verzeihung bitten. Verzeihen werde er uns, meinte Stocker, aber es müsse von nun an viel gesühnt werden von uns, um alles wieder gutzumachen, was wir gefehlt haben. «Die Familie Schlienger hat die Türe selber zugeschlagen und solange sie nicht auf den Knien kommt und Abbitte leistet, wird sie nicht mehr zum Werk gehören. Wer uns mit der Polizei droht, hat die Gnade verscherzt und er muss selber schauen, wie es weiter geht.»

Danach bereitete uns Stocker einen Kaffee, damit wir uns auf die Heimfahrt stärken konnten. Es war bereits Montagmorgen 4 Uhr.

Bevor wir den Rückweg antraten, baten wir auch noch Fräulein Kohler um Verzeihung, die sie vom Bett aus gewährte. Gesehen haben wir sie an jenem Abend nicht, nur gehört. Zum Abschied gab sie mir noch die Mahnung mit, ich solle immer daran denken, dass der Heiland von mir besonders die Treue verlange und immer von der Treue geschrieben habe bei mir. Ich müsse treu bleiben bis in den Tod. Es war gerade Fütterungszeit, als wir heim kamen, doch waren wir froh, dieses hinter uns zu wissen. Es kam wieder die Adventszeit, doch diesmal war sie für uns erträglicher, denn Stocker und Kohler waren ja nicht in unserer Nähe. Meine Frau wurde Mitte Dezember aus dem Krankenhaus entlassen. Am Tag vor dem Heiligen Abend, also am 23. Dezember 1965, musste ich wieder nach Ringwil fahren. Stocker teilte mir dies am Telefon mit und sagte, ich solle am Morgen beizeiten dort sein, denn sie hätten in Zürich noch vieles zu erledigen. Weiter liess er mich wissen, Bernadette sei bei ihnen, und am Heiligen Abend sollen wir, Leny und ich, zusammen mit Vater und Mutter ins Heim nach Singen fahren, um dort mit den Kindern Weihnachten zu feiern. Ich dürfe aber der Bernadette nichts davon sagen, es soll eine Überraschung für sie sein.

Also machte ich mich am 23. Dezember auf nach Ringwil. Als ich ankam, begrüsst mich als erste Bernadette, die mir die Türe

aufschloss. Sie wusste, dass ich kommen werde und freute sich sehr, mich hier zu treffen. Dann begrüßte mich Stocker schnell und ging wieder seiner Arbeit nach. Bernadette musste dann das Frühstück richten für uns alle. Wir sprachen dabei über dieses und jenes, besonders wusste Bernadette zu erzählen, was Hedwig Schlienger nicht recht gemacht habe hier im Chalet und was sie alles habe kaputtgehen lassen.

Es war eine Taktik der Kohler, dass sie anfänglich jede neue Haushaltshilfe lobte für ihre Leistungen, während sie die Vorgängerin schlecht hinstellte und über sie schimpfte. Auf diese Weise wurden die Neulinge beredt und wussten auch noch dieses und jenes über andere zu sagen. An jenem Tag erklärte mir Fräulein Kohler selber, Bernadette habe in der halben Zeit mehr und exakter gebügelt als Hedwig. Letztere habe sich beim Bügeln so dumm gestellt, dass Herr Bettio nicht anders gekonnt habe, als ihr eine herunterzuhauen. Bernadette dagegen arbeite ruhig und rasch; sie seien sehr zufrieden mit ihr. Es sei eine andere Atmosphäre im Chalet seither, wie sie bei Fräulein Schlienger nie gewesen sei – bei diesem Hochmutsaff. Die habe sieben Teufel im Leibe. Ich solle einmal sehen, was für einen Flecken sie gemacht habe auf der Eckbank, der nicht mehr wegzubringen sei.

Am späten Nachmittag konnten wir nach Zürich fahren, um Einkäufe zu besorgen. Vorher musste ich noch das Tannenbäumchen richten und in den Fuss einpassen. Bernadette sagte zu mir: «Denk dir, Vati, ich darf heute Abend ganz allein das Christbäumchen schmücken, ich freue mich jetzt schon darauf.» Als wir von Zürich zurückkamen, war es schon ziemlich spät und ich musste mich auf den Heimweg richten. Stocker und Kohler gaben mir Geschenke mit, die sie für uns bereitgestellt hatten. Das Geschenk für meine Eltern, einen Fruchtkorb, hatte Herr Bettio kurz zuvor gebracht. Ich gab der Bernadette noch Weisung, dass sie folgsam sein solle, um Stocker und Kohler zu erfreuen. Es war 22 Uhr, als ich mich verabschiedete. Bernadette kam vor die Haustüre und winkte mir adieu, bis ich nicht mehr zu sehen war.

Am andern Abend fuhren meine Eltern, Leny und ich auftrags-

gemäss nach Singen, um dort mit den Kindern Weihnachten zu feiern. Als wir in Singen ausstiegen, erwarteten uns die Kinder bereits. Ich war erstaunt und fragte Bernadette, ob sie denn gewusst hätten, dass wir kommen würden. Sie gab mir zur Antwort, sie wüssten es schon lange von der Frau Roller, sie habe mir gestern nur nichts verraten dürfen.

So war es immer: Stocker und Kohler wollten die Kinder oft freudig überraschen, doch Frau Roller hatte nie ein Gefühl für so etwas und war auch ausserstande, sich mit den Kindern zu freuen, vor allem dann, wenn sie nicht zu Ehren kam. Stocker und Kohler glaubten an ihre Bescheidenheit und züchteten in ihr den Ehrgeiz und den Stolz. Was Stocker und Kohler ihr im Vertrauen sagten, plauderte sie den Kindern weiter, aber immer mit der Bemerkung: «Wenn ich vernimm, dass eines etwas sagt davon, dann kann es was erleben.»

Dieser Heilige Abend war freudlos für uns. Roller führte das Kommando, und da sie selber keine Liebe hat, kann sie auch keine Liebe schenken. Sie fühlt sich nur wohl, wenn man ihr über alle Massen das Lob ausspricht. Wir beteten vor der Krippe gemeinsam den Rosenkranz. Dann musste ich das Tonband laufen lassen mit einem Vortrag, den Stocker eigens für diesen Abend zusammengestellt hatte. Die Kinder sangen noch eine Strophe vom Lied «Ihr Kinderlein kommet», dann durften sie ihre Geschenke in Empfang nehmen. Jedes bedankte sich bei Frau Roller. Die grösseren Kinder erhielten alle übertrieben viel Kleider, die Stocker und Kohler mit Frau Roller in der Schweiz gekauft hatten. Jedes führte seine Kleider vor und dann wurde es Zeit für die Mitternachtsmesse. Nach der Messe gab es noch einen kleinen Imbiss und dann mussten wir uns wieder auf den Heimweg machen. Wir verabschiedeten uns von den Kindern. *Es war das letzte Mal, dass wir unsere liebe Bernadette gesehen und gesprochen hatten.*

Für die Weihnachtsferien war vorgesehen, dass die älteren Kinder, das heisst Bernadette, Magdalena und Maria-Elisabeth, nach Ringwil fahren, um dort ihre Ferien zu verbringen. So hatte es uns Kohler vorher gesagt und sie wollte auch einen Schlitten kaufen, damit die Kinder sich recht im Schnee tum-

mein könnten. Das sei für sie die grösste Freude, wenn sie zuschauen könne, wie sich die Kinder im Schnee fröhlich unterhalten. Beim letzten Einkauf am 23. Dezember in Zürich hatte sie jedoch vergessen, einen Schlitten zu kaufen und es kam ihr erst wieder auf dem Heimweg in den Sinn. Ich tröstete sie und sagte, das sei nicht so schlimm, ich hätte ja noch zwei Schütten daheim, die den Kindern gehörten. Man könnte die nach Ringwil nehmen, daheim würde ich sie doch nicht brauchen. Wir vereinbarten, dass Oskar beide Schlitten nach Ringwil mitnehmen solle, wenn er das nächste Mal komme.

Kohler hatte auch gesagt, dass Herr und Frau Schmidt aus Zweibrücken mit ihrem Töchterchen Elisabeth über die Weihnachtstage nach Ringwil kommen werden. Elisabeth bleibe dann ebenfalls im Chalet in den Ferien. Das sei für alle eine Erholung und die Kinder können erst noch etwas lernen vom Töchterchen Schmidt. Sie spreche schon gut Englisch und Französisch, lerne jetzt noch Griechisch und sei sehr intelligent.

Dies alles hatte sich Fräulein Kohler ausgemalt und vorbereitet. Es hätte auch so sein können, wenn nicht ihr unbeherrschtes Wesen und ihre Rachsucht sie verblendet hätten. Kaum waren die Ferien vorbei, läutete Stocker mir an und sagte, dass Bernadette sich gemein benommen habe den andern Kindern gegenüber, besonders gegenüber der Magdalena. Sie habe nur mit Elisabeth Schmidt schütteln wollen und habe die Magdalena links liegen gelassen. Sie habe sich hervortun wollen mit ihren paar Brocken Englisch und sei noch eingebildet darauf. Und was noch das Schlimmste sei, sie habe über die andern Kinder geschumpfen und über das Heim und über Franz und Hildegard Roller. Sie habe gesagt, Hildegard sei faul und Franz habe ja nichts zu sagen.

Ich glaubte ihnen diese Äusserungen, doch sagte ich, ich könne solches nicht verstehen von Bernadette, wenn sie so dumm rede, dann gehöre ihr eins auf den «Arsch». Stocker sagte darauf: «Sie hat auch gekriegt.» Weiter berichtete Stocker, sie habe an Elisabeth Schmidt schreiben und sie um Verzeihung bitten müssen, dass sie so dummes Zeug geredet habe.

Nach Neujahr telefonierte ich einmal nach Ringwil, um mich

zu erkundigen, was Bernadette mache. Stocker sagte, dass sich auch Frau Roller ihretwegen beschwert habe. Bernadette sei auch daran schuld, dass Hedwig so weit gekommen sei. Sie hätten gemeinsam gegen Frau Roller gestänkert, und wenn Hedwig gefaulenzt habe, dann sei Bernadette Schmiere gestanden, damit Frau Roller sie nie ertappt habe. Ich sagte, ich könne dies nicht verstehen von Bernadette, doch seien diese Dinge ja eher zu heilen, als wenn es auf sexuellem Gebiet nicht in Ordnung wäre.

Nach all dem, wie Stocker über die beiden losgezogen war, befürchtete ich, Hedwig hätte Bernadette in sexueller Hinsicht verführt. Stocker sagte dann aber ausdrücklich zu mir, ich könne beruhigt sein, auf sexuellem Gebiet sei alles in Ordnung und es sei in dieser Hinsicht nichts zu befürchten. Auch sagte er wörtlich: «Wir wissen, dass sie noch vieles zu lernen haben, wir wissen aber auch, dass es noch Kinder sind.» Dies gab mir wieder Beruhigung und ich hoffte, dass sie sich allezeit dessen bewusst seien. Bei Kindern, die in der Entwicklung stehen, muss man oft Gnade walten lassen, auch wenn man lieber strafen würde. Dies weiss jeder normale Erzieher, sofern er noch Mensch ist. Einige Wochen später rief Stocker wieder an und teilte mir seine Empörung mit über Bernadette. Es sei nun doch so, wie ich befürchtet habe. Die Bernadette habe Selbstbefriedigung getrieben seit dem sechsten Lebensjahr. Sie habe noch nie gültig gebeichtet und kommuniziert. Sie habe bis heute alles verschwiegen und habe nur deshalb so fromm getan, damit sie nie erkannt würde. Sie habe mehr zum Teufel gebetet als zur Muttergottes.

Diese Worte sprach Kohler im Hintergrund dem Stocker vor und er musste sie mir weitergeben mit seinem Kommentar. Kohler tobte und machte mich verantwortlich dafür, dass Bernadette so sei. Ich hätte mich viel zu wenig um die Erziehung gekümmert. Ich hätte die Rute gespart und hätte Bernadette immer der Magdalena vorgezogen. Ich hätte dies zu verantworten. Ich fragte dann Stocker, ob ich etwas tun könne für Bernadette oder ob ich nach Ringwil kommen könne, um darüber zu sprechen. Stocker sagte dann wörtlich und mit bestimmtem Ton:

«Jetzt könnt ihr nicht kommen, ja, ihr könnt dann schon kommen, wenn einmal alles vorüber ist. Ihr habt gar nichts anderes zu tun, als das, was wir euch zu sagen haben. Betet nur, dass uns die Kraft nicht versagt.»

Wir waren geschlagen an Leib und Seele und konnten so etwas nicht glauben. Wir wussten genau, dass Frau Roller wieder im Spiele war und die Kohler gegen Bernadette aufhetzte. Darum beschlossen meine Frau und ich: Ab heute wird nur noch um Gerechtigkeit gebetet, auf dass doch endlich die Lügner erkannt werden. Eine andere Waffe hatten wir nicht. Von allem wurden wir ferngehalten. Eines nur tröstete uns: Bernadette geht zur Schule und steht vor der Prüfung, dies wird bestimmt auch die Kohler berücksichtigen. Denn sie war immer darauf bedacht, dass «ihre Kinder», wie sie ja alle nannte im Heim, vorbildlich seien in Schule und Kirche, um der Öffentlichkeit zu beweisen, dass Frau Roller eine ausgezeichnete Erzieherin sei. Ich sagte auch bei jeder Gelegenheit zu den Kindern: «Seid fleissig im Lernen, denn so lange ihr in die Schule geht, seid ihr noch Kinder.» Wir wussten natürlich nicht, dass Bettio die Kinder an mehreren Samstagen in Singen abgeholt hat, um sie nach Ringwil zu bringen, dass Bettio mit Stocker und Kohler bis an die Schweizergrenze gefahren ist, um dort mit den Kindern irgendwo zusammenzukommen, dass die Kinder oft nach 12 Uhr nachts von Ringwil nach Singen zurückgekommen waren, dass sie allein nach Einsiedeln fahren mussten, um dort Stocker und Kohler zu treffen. Dies alles erfuhren wir erst nach dem Tode von Bernadette.

Am 13. April 1966 war nach längerem Unterbruch wieder Gemeinschaft in Singen. Es war das zweite oder dritte Mal, dass Barmettlers selber nach Singen fuhren. Vorher mussten sie immer mit mir kommen, weil Kohler es verlangt hatte, denn sie meinte, Barmettlers könnten nicht so gut fahren und sie hätte Angst, es könnte ihnen etwas passieren.

Oskar, der für diesen Tag regelmässig nach Ringwil fahren musste, um das Tonband zu holen, welches Stocker hiefür vorbereitet hatte und auch Lektionen bekam für die Mitglieder, musste Leny und mir mitteilen, bevor wir wegfuhrten, dass wir heute

Bernadette nicht sehen werden im Heim, sie sei wohl im Haus, aber wir dürften sie nicht sehen. Auch mit Magdalena sollen wir keine Gespräche führen, sondern wir sollen beten, was wichtiger sei. Ich fragte Oskar, warum wir Bernadette nicht sehen dürfen. Er meinte, es wäre besser für Bernadette, sie würde sich eher bekehren.

Schweren Herzens fuhren wir nach Singen. Als wir ins Haus traten, stand Frau Roller schon im Hausgang und sagte zu uns: «Geht nur ruhig rein in die Stube, es darf heute nichts gesprochen werden.» Sie ging nicht eher von uns weg, als bis wir drinnen waren. Auch während der ganzen Zeit unserer Anwesenheit stand jemand Schmiere im Hausgang, entweder Herr oder Frau Roller. Magdalena sahen wir erst unmittelbar vor dem Vortrag, als sie von der Küche hereinkam. Sie setzte sich auf einen Stuhl, ohne ein Wort zu sagen zur Mutti, welche nebenan sass. Leny nahm dann doch ihre Hand und grüsste sie, worauf sie nur «Grüssgott» sagte. Sobald das Tonband abgelaufen war, verzog sie sich wieder in die Küche und kam nicht mehr heraus. Am Schluss versuchte ich abzuhorchen, ob ich Bernadette irgendwo hören könne und sagte dann zu Oskar: «Bernadette ist nicht im Haus, sie muss bei Frau Haselwander sein», worauf er meinte, das könne sein. Es gab dann noch einen Kaffee und nachher wollte ich sofort heim, ich konnte diese Atmosphäre nicht mehr länger ertragen. Trotz allem ging ich noch in die Küche, um Magdalena zu sehen. Nur zögernd gab sie mir die Hand und sagte «Grüssgott». Es war auch ihr verboten, mit uns zu sprechen. Für mich war dies der letzte Besuch in Singen. Schweren Herzens fuhren wir heim. Wir fanden keine Erklärung für dies alles, wussten aber, dass Bernadette noch zur Schule geht.

Wie sie nachher wieder nach Ringwil gekommen ist, weiss ich nicht. Wir hatten keine Verbindung mehr mit Ringwil. Entweder telefonierte Stocker dem Eugen nach Rheinfeldern oder Oskar musste ihm von Basel aus anläuten. Mit uns wollten sie keine Gespräche mehr führen.

Es war schon länger vorgesehen, dass ich ein Zimmer ausbauen sollte auf dem Estrich des Chalets in Ringwil. Ich hatte das

Holz dazu daheim vorbereitet. Eines Tages brachte Oskar den Auftrag, ich solle das Holz für das Zimmer meinem Schwager bringen, Kiser Hans werde es dort abholen, wenn er den Hobelbank meinem Schwager bringe. Dies kam mir eigenartig vor, dass Herr Kiser nicht selbst zu mir kommen konnte, wo er doch sonst immer gern mit uns gesprochen hatte. Noch viel unklarer war es mir, wieso die Herren Barmettler und auch ihre Frauen keinen Ton mehr von sich hören liessen. Nur noch ein einziges Mal, anfangs April, telefonierte Barmettler Hans und sagte zu meiner Frau, ich solle ihm alle Schriftstücke schicken, die sein Vater mir einmal wegen einer bestimmten Angelegenheit übergeben hatte. Früher verging keine Woche, ohne dass wir miteinander gesprochen hätten. Seit Weihnachten war jede Verbindung abgebrochen. Ich merkte, dass ich bei Stocker und Kohler stark im Kurs gesunken war, wusste aber eigentlich nicht recht, warum. Erst nachher erfuhr ich, dass Barmettlers öfters in Ringwil waren und schlecht über mich redeten, um die Kohler richtig anzuzünden gegen mich und Bernadette. Kohler ihrerseits war natürlich froh, dass ausser der Frau Roller noch jemand anders gegen mich und Bernadette eingestellt war. Kohler wollte sich an mir rächen, so scheint es mir, weil ich nicht an die Heiligkeit ihrer Schwester glaubte. Jedenfalls wurde ich isoliert von allen Mitgliedern. Auch was in Ringwil vor sich ging, wusste ich nicht. Von unserem Haus hatte nur noch Oskar Verbindung mit Stocker und Kohler. Von mir wollten sie überhaupt nichts mehr wissen. Wenn unerwartet ein Telefon kam an mich, dann fuhren Stocker und Kohler nur über Bernadette und mich los: Bernadette habe nichts anderes im Kopf als die Männer. Sie bete nur, dass sie grosse Brüste bekomme, um den Männern zu gefallen. Sie habe schon gesagt, sie werde bald heiraten. In Aachen habe sie einen Stern. Sie wolle einmal ein Auto haben, einen Fiat. Sie werde dann das Haus von Vati übernehmen usw. Alles Hirngespinnste von Frau Roller und von Kohler aufgebauscht. Stocker hängt meistens das Telefon auf mitten im Gespräch.

Von Oskar vernahmen wir sehr wenig oder nichts. Ich fragte ihn, ob Bernadette überhaupt noch in die Schule gehe oder ob

sie in Ringwil sei. Er sagte, sie gehe zur Schule, sei aber übers Wochenende oft in Ringwil. Ich fragte ihn auch, was Bernadette mache, wenn sie geschumpfen werde. Er sagte, es mache ihr nicht viel aus.

Anfangs Mai telefonierte mir Stocker nachts um 2 Uhr und sagte zu mir, ich solle sofort aufstehen und das ganze Haus wecken. «Steht auf zum Gebet, die Bernadette hat sich dem Teufel verschrieben. Geht nicht mehr ins Bett, betet bis zum Morgen, wir können nicht mehr.» Ich war kaum bei mir selber vor lauter Schreck, und ehe ich eine Antwort geben konnte, hängte Stocker auf.

Im Moment war ich wie versteinert, dann fasste ich mich und weckte das ganze Haus, um ihnen diese Mitteilung zu machen. Ich hörte nur noch Stockers Worte: «Wenn ihr nicht auf die Knie geht, ist Bernadette verloren.» Später fragte ich Oskar, wie es nun gehe mit Bernadette. Er sagte, jetzt gehe es besser, sie schreibe nun, doch rechnen sie, dass es sechs Wochen zu schreiben habe. Oskar meinte: «Man sieht schon, dass es ein Werk der Seelenrettung ist und dass der Mensch durch Trübsal geläutert werden muss.» Dies war wenigstens eine kleine Hoffnung für uns, dass es doch wieder zum Guten führe.

Es kam der 13. Mai 1966. Am Vorabend meldete uns Oskar, dass am 13. eine Busswallfahrt nach Singen abgehalten werde, und zwar soll jede Familie einzeln nach Singen wallfahren, dort den Rosenkranz beten und dann wieder heimgehen, ohne auf die andern Rücksicht zu nehmen. Unser Haus soll um 7 Uhr abends wegfahren. Ich könne nicht mit, weil ich noch fertig füttern müsse. Ich wusste zwar, dass es nicht wegen des Fütterns ist, sondern weil man mich dort nicht haben wollte.

So fuhren denn alle aus unserem Haus nach Singen und liessen mich allein zurück. Ich war höchst unruhig und konnte nicht verstehen, wieso ich nicht mitgehen durfte. Zirka um 9 Uhr telefonierte ich nach Ringwil, um zu fragen, wie es gehe. Stocker nahm das Telefon ab, gab aber keine Antwort. Ich nannte meinen Namen – keine Antwort, Ich sagte zum zweitenmal meinen Namen, da hängte Stocker den Hörer auf, ohne etwas zu sagen!

Die Hölle von Ringwil

Am Nachmittag des 15. Mai 1966 – es war Sonntag – machten meine Frau und ich eine kleine Ausfahrt mit dem Auto. Um 4 Uhr waren wir wieder zurück und legten uns ein wenig zur Ruhe bis zur Fütterungszeit. Eine Stunde später klingelte das Telefon. Ich nahm den Hörer ab und es meldete sich Stocker. Ich war nicht wenig überrascht, plötzlich einen Anruf von Ringwil zu erhalten, nachdem Stocker und Kohler doch seit einiger Zeit nicht mehr mit uns verkehrten. Stocker sprach mit gedämpftem Tone und sagte, ich solle heute Abend zu ihnen kommen nach Bethanien, wie sie das Chalet nannten. Ich solle auch Leny und Eugen mitbringen zu einer wichtigen Besprechung. Ich solle beizeiten anfangen mit Füttern, damit es nicht so spät werde.

Nachher sagte ich zu Leny: «Die sollen warten bis wir kommen, bis jetzt hatten wir auch keinen Zutritt mehr zu ihnen.» Wir fuhren erst nach 8 Uhr weg, meine Frau, Eugen und ich. Auf dem Weg sprachen wir miteinander, wieso wir wohl dorthin fahren müssten, ob irgendetwas mit der Bernadette nicht stimme. Wir hatten wirklich grosse Angst, denn wir fürchteten die Kohler. Eugen meinte dann, er glaube nicht, dass es um Bernadette gehe, sondern eher um uns beide. Kohler hatte nämlich einmal gesagt, wenn wir dann gerufen würden, müssten wir in aller Demut kommen, sonst würde es uns nicht gut ergehen. Zirka um 10 Uhr kamen wir in Ringwil an. Als wir ausstiegen, gab es sogleich Licht vor dem Chalet. Ich war erstaunt, denn der Balkon war jetzt ganz eingemacht mit Glas und eine neue Treppe führte zum Haus hinauf. Ich sah dies zum erstenmal. Stocker stand schon an der Haustüre und hiess uns eintreten. Er sagte: «Geht bitte hinauf», und er fügte gleich hinzu: «Ich musste euch noch zu so später Stunde dahin beordern.» Stillschweigend gingen wir die Treppe hinauf und hatten Angst vor dem, was wohl kommen werde.

Als wir oben in die Stube traten, wo die Türe bereits offenstand, sahen wir zuerst Heinrich, Hans, Paul und Myrtha Barmettler auf dem Sofa sitzen. Alle waren regungslos. Auch wir standen da wie versteinert, bis Stocker nachkam und sagte: «Begrüsst euch doch, das dürft ihr schon.» Dann gab ich zuerst Heinrich die Hand und darauf der Reihe nach den andern. Erst jetzt sah ich, dass auf dem Balkon noch mehr Leute im Dunkeln sassen, nämlich Herr Bettio, seine Frau und Oskar. Oskar war am Samstag nach Singen abgefahren und befand sich jetzt auch hier. Wir begrüsstest auch diese. Dann bot mir Stocker einen Polstersessel an und hiess mich Platz nehmen.

Stocker begann mit den Worten: «Leider muss ich euch eine traurige Nachricht bekanntgeben. Bernadette hat uns seit Wochen die schwersten Sorgen bereitet. Sie hat uns an den Rand des Todes gebracht. Die Mutter kann nicht mehr, sie hat sich hinlegen müssen, deshalb ist sie jetzt nicht da. Es geht ihr nicht gut und es ist noch nicht einmal sicher, ob sie uns nicht noch stirbt. So hat uns Bernadette geplagt. Sie hat nur mit dem Teufel gearbeitet, ja-sich direkt dem Teufel verschrieben und ihm versprochen, sooft Selbstbefriedigung zu treiben, als er es haben wolle. Jedesmal, wenn sie aufs Klosett gegangen ist, hat sie Selbstbefriedigung gemacht. Deshalb ist sie auch ständig aufs WC gerannt. Dreissigmal ist noch wenig gesagt, fünfzigmal im Tag konnte sie aufs WC rennen. Die Männer stellte sie sich alle nackt vor. Sie konnte nicht neben einem Manne stehen, ohne dass sie schlechte Gedanken gehabt hätte. In der Schule hat sie den Knaben die Mäntel geküsst, stellt euch einmal das vor. Wir haben alles versucht, um sie auf andere Wege zu bringen, mit Strenge und Güte, doch alles war umsonst. Heute morgen nun um 10 Uhr, als ich ihr rufen wollte, gab sie keine Antwort. Ich ging ins Zimmer und sie lag tot im Bett.

Zu eurem Trost sei noch gesagt: Gestern Abend, es war schon spät, als Bernadette bereits im Bett war, gingen Magdalena und ich nochmals zu ihr ans Bett und fragten sie, ob sie sich nun endlich bessern wolle? Da hat sie, Ja' gesagt. Ob sie die Sünde der Unkeuschheit lassen wolle? Sie hat, Ja' gesagt. Ob sie sich endlich bekehren und ein anderer Mensch werden wolle? Sie

hat ‚Ja‘ gesagt. Ob sie nun der Mutter gehorchen wolle? Sie hat, Ja‘ gesagt. Ob sie nun beichten wolle? Sie hat, Ja‘ gesagt. Wir haben sie gefragt, bei wem sie beichten wolle, dann hat sie gesagt: ‚Beim Vater Josef.¹ Nachher sind auch wir ins Bett gegangen. Wir müssen nun annehmen, dass der Heiland sie in dem Moment aus der Welt abberufen hat, wo sie guten Willen zeigte, damit sie vielleicht für die Ewigkeit wenigstens gerettet ist. Und interessant auch: Die Mutter hat gestern noch zu ihr gesagt: ‚Eines von uns beiden muss sterben. So geht es nicht mehr weiter. Jetzt muss es eine Wendung geben.‘

Ihr könnt jetzt selber sagen, was besser ist: Dass Bernadette gestorben ist oder wenn die Mutter gestorben wäre, es ist sowieso noch nicht sicher, ob sie nicht auch noch stirbt. So hat es ihr zugesetzt. Sie hat sich ganz kaputt geschlagen. Das freut den Teufel sowieso am meisten, wenn die Mutter fast draufgeht.»

Dann fing Stocker an zu stocken: «Ja, wir wollen dann sowieso noch allein mit euch reden, Josef und Leny. Ich weiss gar nicht, ob ich es jetzt schon sagen soll. – Gestern waren Barmettlers hier und arbeiteten an der Gartenanlage. Bernadette war im untern Stock und hat Fenster geputzt. Und eben, wenn Männer in ihrer Nähe waren, wurde sie ganz krabbelig. So hat sie sich gestern auch Barmettlers gegenüber auffällig und gemein benommen. Barmettlers liessen sich das natürlich nicht gefallen, wie auch kein anständiger Mann sich solches gefallen liesse, und haben sie ausgeklopft. Natürlich sind die Spuren noch sichtbar.» Jetzt war’s zuviel. Ich sprang auf und sagte zu Stocker, er solle aufhören. Er solle kein Wort mehr sagen, ich könne es nicht mehr ertragen. Stocker wich zurück und verwies mich auf den Stuhl. Ich wandte mich Barmettlers zu und sagte: «Was, ihr habt mein Kind getötet, ihr?!» worauf Paul zur Antwort gab: «Mir händs jo nit töt, mir händs bloss gschlage.»

Ich fiel in den Stuhl zurück und konnte mich nicht mehr fassen. Paul Barmettler beugte sich zu mir und wollte mir behilflich sein. Ich wies ihn zurück mit den Worten: «Rühr mich nicht an!» Noch einmal sagte ich: «Was, ihr habt mein Kind getötet, ist das möglich? Wo ist Bernadette? Ich will sie sehen.» «Die

kannst du dann schon sehen», sagte Stocker. Im gleichen Augenblick sprang die Schlafzimmertüre auf und Kohler stand vor mir. Sie hatte im Schlafzimmer nebenan nur auf diesen Moment gewartet. Jetzt hakte sie ein mit unvorstellbarer Heftigkeit. Sie zog sämtliche Register und hielt mir vor, was Bernadette alles geleistet habe. Sie sei ein unausstehliches Kind gewesen. Bernadette habe sie gequält bis aufs Blut und ihnen alles kaputtgemacht. Sie habe ihren eigenen Kot überall hingeschmiert, an die Zuckerdose und überall. Sie habe auch im Heim alles vollgeschmiert mit Kot. Sie habe Selbstbefriedigung getrieben seit dem sechsten Lebensjahr. Sie sei vielmal im Tag aufs WC gerannt und habe Selbstbefriedigung gemacht mit Zahnpastatuben, mit Seife und allem Möglichen, was sie erwischt habe. Auch daheim schon sei sie immer aufs Klo gerannt. Wir sagten, dass das nicht stimme, doch Kohler fuhr fort: «Sie hat nur darum gebetet, dass sie grosse Brüste bekommt. Sie wollte auch wissen, wie meine Brustwarzen aussehen, wie das Glied von Bettio aussehe und das von Stocker. Sie konnte kein Bild vom Jesuskind anschauen, ohne schlechte Gedanken zu haben. Sie hat noch nie göltig gebeichtet in ihrem Leben. Der Erstkommunionstag war ihr Hochzeitstag mit dem Satan. Sie hat es selber aufgeschrieben, dass sie mit Luzifer an die Kommunionbank getreten ist. ‚Das war schön, ich im weissen Kleid und er im schwarzen Pelz.‘ Bernadette hatte auch in Singen eine furchtbare Verleumdung vorbereitet gehabt. Bei Hedwig ist sie oft im Zimmer gewesen und zusammen haben sie Hildegard verleumdet. Aber Bernadette war noch viel schlimmer als Hedwig. Sie ist allerdings nicht allein schuld, dass sie so auf Abwege gekommen ist. Sie hat nichts gestohlen, nein, nein, Josef, sie hat nichts gestohlen. Du hast ihr alles vorgelebt, Josef. Gell, du weisst es, dass du schuldig bist, oder soll ich dir deine Sünden aufzählen, hier vor allen? Jaja, Josef, ich weiss sie ganz genau oder frag den Eugen, ob ich nicht die Seele sehe. Soll ich sie dir sagen? Gell, du ersparst es mir.» «Meine Sünden kenne ich schon», warf ich ein. «Josef, Josef, das sage ich dir: Ich werde alles veröffentlichen, was Bernadette getrieben hat. Sie hat es selber aufgeschrieben. Ich werde

es an allen Telefonstangen aufhängen. Dann kannst du dich schämen vor aller Öffentlichkeit, denn du hast deiner Tochter dieses Nest bereitet. Sie ist nicht allein schuld. Josef, Josef, ich sage dir, geh nach Amerika, geh, geh nach Amerika, aber sofort. Du wirst nicht nur sagen: Ihr Berge fallet über mich, sondern: Ihr Misthaufen fallet über mich. Was Bernadette über ihre eigenen Eltern niedergeschrieben hat, ist eine Schande. Ich würde mich schämen, ein solches Kind zu haben. Magdalena ist ganz anders. Bei ihr haben drei Ohrfeigen genügt und sie hat geschrieben. Es hat ihr dann auch leid getan, dass sie gesündigt hat, aber Bernadette hatte sie dazu verleitet. So sind die Kinder, eines ein Teufel, das andere ein Engel. Magdalena hat jetzt auch erkannt, dass sie nicht mehr in eure Familie gehört, sie will nicht einmal mehr Hasler heissen. Wir werden sie adoptieren.»

Das war allerdings die Höhe, dass Kohler auch dieses noch von uns fordern wollte. Sie geht tatsächlich über Leichen und es ist unmöglich, gegen sie aufzukommen, denn sie ist grenzenlos gemein, brutal und skrupellos, ohne Herz und ohne Seele. Ich konnte der Furie kaum mehr zuhören und sagte: «Aber Bernadette ist doch tot. Warum tobt ihr denn so? Lasst sie doch in Ruhe, wir können ja nichts mehr ändern.»

Kohler tobte trotzdem weiter und sagte: «Bernadette hat auch gesagt, sie warte nur, bis ich tot sei, dann werde Vati das Werk weiterführen und sie schreibe dann Heilandsbotschaften mit der Hand des Teufels.» Da verzog ich ein wenig den Mund ob diesem Blödsinn, den Kohler aussprach. «Ja», sagte die Kohler, «genau dasselbe satanische Lächeln, wie Bernadette hatte. Dieser verdammte Hasler-Stolz.» Ich entgegnete: «Mir ist bestimmt nicht ums Lachen und es nimmt mich nur wunder, auf was wir noch stolz sein sollten.»

Allmählich begann sich Kohler zu mässigen. Sie sagte: «Wir haben Bernadette von der Hölle losgerissen, aber sie muss bis am Jüngsten Tag im Fegfeuer sein und dann kommt es erst noch darauf an, wie du dich jetzt dazu stellst. Das Opfer, das jetzt gebracht werden muss, braucht es noch, sonst kommt Bernadette in die Hölle samt dir.»

Ich fragte: «Wie soll es denn weitergehen mit dem Werk. Jetzt sind wir vor Tatsachen gestellt. Bernadette ist tot, da könnt ihr nicht mehr ausweichen.»

Kohler ging in das Esszimmer nebenan. Stocker folgte ihr und sagte zu mir und zu meiner Frau, wir sollten mitkommen. Im Zimmer nebenan setzte sich Stocker oben an den Tisch und Kohler auf die rechte Seite wie beim Essen. Ich musste mich vis-à-vis der Kohler setzen und Leny links von mir. Es brannte nur ein Kerzenlicht, das Tag und Nacht in Betrieb war. Kohler sagte, sie hätten kein anderes Licht, die Lampe brenne nicht. Stocker hatte sein Haupt nach vorne geneigt, so dass man sein Gesicht kaum sah. Kohler sprach mit gedämpfter Stimme: «Wir haben es so gedacht, dass du Bernadette mit heim nimmst und daheim ins Bett legst bis am Morgen. Dann musst du dich bei der Behörde melden und sagen, Bernadette sei gestorben.» Ich empörte mich ob dieser Zumutung und sagte: «Was glaubt ihr denn eigentlich, ich kann mich doch nicht ausweisen, dass Bernadette daheim gewesen sein soll. Wir sind ja gestern noch spazieren gegangen allein. Das glaubt doch niemand.» Kohler erwiderte barsch: «Ich wäre auch froh, wenn ich einmal spazieren gehen könnte.» Und zudem sagte ich: «Ich müsste ja den Leichenschauer benachrichtigen, und der sähe dann schon, dass Bernadette geschlagen worden ist, denn der Leichenschauer ist ein Arzt. Der würde auch sofort die Polizei benachrichtigen, und am Mittag sässe ich im Gefängnis für lebenslänglich.»

Kohler lachte: «Ha, lebenslänglich, im schlimmsten Fall Bewährung.» Da entgegnete ich: «Ihr wisst nicht, was ein Mord auslöst in der Schweiz.» Kohler: «Mord? Das ist doch kein Mord! Wahrscheinlich hatte sie eine Herzlähmung.» Ich sprach: «Das sagt euch das Gericht, an was Bernadette gestorben ist, denn Bernadette wird seziert, um das herum kommen wir nicht. Nein, ich übernehme es nicht. Ich bin nicht der Mörder von meiner eigenen Tochter, das kann man von mir nicht verlangen. Der Vater würde sterben vor Schreck, wenn ich das tote Kind heimbringen würde.»

Stocker schwieg. Dann sprang Kohler auf und ging in die Stube hinüber, wo die andern waren. Stocker folgte ihr. Kohler rief:

«Ich muss der Mörder sein! Ich muss ins Gefängnis!» Ich sprach noch mit meiner Frau und konnte es nicht fassen, dass ich der Mörder sein sollte. «Das tue ich nicht», sagte ich. Stocker rief mich, ich soll hinüberkommen.

Jetzt sass Bettio breitpurig auf dem Stuhl, auf welchem ich vorher gesessen hatte. Ein Bein hängte er über die Polsterlehne und sagte barsch: «Also du willst es nicht übernehmen? Dann hast du auch nichts mehr zu suchen bei uns.» Ich sagte dann: «Emil soil's übernehmen!» Kohler fauchte mich an: «Immer nur die andern!» Schliesslich war ja ich der andere und entgegnete deshalb: «Wer sie geschlagen hat, soll auch dazu stehen!» Da beugte sich Heinrich Barmettler vor, sah mich mit starrem Blicke an und sagte: «Ich übernehme es. Ich hab sie auch geschlagen.» Und Paul Barmettler bekräftigte: «Jawohl, wir übernehmen es im Namen Jesus und Maria!»

Jetzt kam Kohler wieder ins Rennen: «Gut, dann übernimmt es Heinrich, aber du bist dann nicht der Sieger, das sage ich dir.» Aber eines müsse ich doch noch tun. Ich müsse bei der Polizei angeben, dass ich Heinrich die Erlaubnis gegeben hätte, Bernadette zu schlagen. Dies müsse ich auf alle Fälle tun. Ich wollte aber auch dieses nicht übernehmen. Bettio sagte: «Das wenigstens musst du tun, damit Heinrich nicht so eine schwere Strafe bekommt.»

Ich war kaum mehr bei Sinnen und wusste keinen Ausweg mehr. Da sagte Kohler: «Ich bin schon oft am Verzweifeln gewesen, nicht nur du, Josef. Gib nur acht, dass du nicht zum Verräter wirst am Heiligen Werk und Bernadette samt dir doch noch in die Hölle herunterreissest. Es kommt jetzt auf das rechte Wort an, das du zu sagen hast. Der Heiland will sich nochmals deiner erbarmen, aber du musst dem Heinrich helfen, wenn er schon den Kopf für dich hinhält.»

Kohler und Stocker zogen sich für kurze Zeit zurück. Frau Bettio meinte zu Leny: «Es kommt jetzt hauptsächlich auf dich an, wie du Josef unterstützest. Josef sollte es übernehmen, es wäre besser.» Ich sagte zu Frau Bettio, sie solle sich einmal vorstellen, was sie dann dazu sagen würde, wenn eines ihrer Kinder tot daliegen würde. «Ja ja», sagte sie, «es ist furchtbar,

aber denk doch, die Mutter!» «Ich kann es nicht ändern», sagte ich. Da kam Hans Barmettler auf mich zu und meinte: «Es wäre halt doch der Wille Gottes, dass du es übernähmest. Mach's doch, wir werden dir helfen. Du brauchst dich nicht zu sorgen, wir helfen dir daheim.» Ich wies ihn ab: «Ich will eure Hilfe nicht, ich übernehme es nicht, ich hab sie nicht geschlagen!»

Jetzt kam Kohler wieder: «Ja, leider hast du sie nie geschlagen, weil dir die Bernadette alles galt, sie war dein Ideal. Magdalena hast du zur Seite geschoben und für sie keine Liebe übrig gehabt. Darum hast du auch nie gemerkt, wie Bernadette mit dem Teufel zusammengearbeitet hat. Ihr könnt froh sein, dass sie gestorben ist. Wir hätten sie nicht mehr länger haben können. Wir hätten sie jetzt in eine Irrenanstalt verbringen müssen. Das gibt die zukünftigen Mörder. Bis in fünf Jahren wäre Bernadette zur Mörderin geworden. Du kannst nur noch sühnen, Josef, was du in der Erziehung gefehlt hast an Bernadette.» Die Zeit rückte voran und Barmettlers drängten: «Wir müssen handeln, sonst wird es Tag, bevor wir daheim sind.» Nur wusste niemand recht, wie. Eine längst beschlossene Sache war es, dass das tote Kind aus dem Chalet fortgenommen werden müsse, damit Stocker und Kohler ja nicht verraten werden. Das hatte Kohler bestimmt und schon den ganzen Tag vorbereitet. Barmettlers konnten und wollten wir das Kind nicht in den VW geben. Also mussten wir die Überführung übernehmen. Für mich war es einfach unfassbar, ein totes Kind wegzunehmen und dazu noch das eigene.

Kohler gab dem Heinrich noch Anweisung, wie er vorzugehen habe. Er solle am Morgen dem Arzt telefonieren. Wenn er komme und feststelle, dass das Kind schon lange tot sei, dann solle er einfach sagen, er hätte den Mut nicht gehabt, eher zu telefonieren. Heinrich meinte, je nachdem es ein Arzt sei, schaut er nicht lange und die Sache ist in Ordnung. Ich fragte dann, was für einen Grund sie überhaupt angeben wollen, weshalb Bernadette in Wangen sei. Hans Barmettler sagte grossspurig: «Wir haben sie am Weissen Sonntag in Singen geholt und sie war bei uns in den Ferien.»

Jetzt erst war es so weit, dass wir unser Kind sehen durften. Vorher noch sagte Bettio zu Stocker und Kohler: «Wisst ihr was, meine Frau und ich gehen jetzt heim, damit wir nicht dabei sind und nicht sehen können, was hier vor sich geht. Es sieht natürlich so aus, als ob ich ein Feigling wäre, aber es ist ja nur zu eurem Schutz.» Kohler war sofort damit einverstanden und Stocker sagte: «Ja, wir rufen euch dann wieder, wenn es soweit ist. Wir machen es so: Ich telefoniere euch und lasse das Telefon einmal läuten, dann hänge ich wieder auf. Du brauchst den Hörer nicht einmal abzunehmen, damit da nichts gesprochen werden muss. Es ist besser so. Das ist dann für euch das Zeichen, dass ihr wieder kommen könnt.» Und Bettio verschwand mit seiner Frau.

Bevor wir in das Zimmer eintraten, wo Bernadette lag, kam Barmettler Hans noch einmal auf mich zu und sagte: «Die Mutter meint, du solltest es halt doch übernehmen, es wäre der Wille Gottes. Wir helfen dir ja.» Ich entgegnete ihm, er solle mich in Ruhe lassen, bevor noch etwas passiere, ich könne kein Wort mehr hören von ihm. Doch er sprach weiter, die Mutter habe gesagt, ich solle nochmals hinaufgehen. Also ging ich nochmals in die Stube hinauf. Hans sagte zu Kohler: «Josef will es jetzt übernehmen. Er will dich um Verzeihung bitten.» Ich sprach: «Von dem habe ich nichts gesagt, ich wüsste nicht, für was ich um Verzeihung bitten sollte.» Kohler sagte, jetzt wäre es auch nicht am Platze. «Du kannst dann später kommen, wenn du alles erfüllt hast.»

Jetzt gingen wir in das untere Zimmer, wo Bernadette im Bett lag, zugedeckt. Es brannte keine Kerze. Kein Bildchen war zu sehen im Zimmer. Kohler und Stocker hatten schon vorher alles weggenommen. Ihre Hände waren nicht gefaltet. Die Augen standen halb offen, ebenfalls der Mund. Sie lag da, hingeworfen wie ein Hund. Leny deckte sie ab. Den ältesten Pyjama, den Bernadette daheim noch getragen hatte, war ihm angezogen worden, er war ihm längst zu klein und eng anliegend. Das Gesicht war aufgerissen wie von Peitschenhieben. Die Hände waren ganz blau und aufgeschwollen. Die Beine, soweit man sie sehen konnte, ebenfalls. Ein Bild zum Entsetzen und

des Grauens. Wir waren ausser Fassung, meine Frau und ich, und konnten nur weinen. Da stand gleich Stocker hinter uns, um zu sehen, was wir machen. Leny sagte zu ihm: «Aber, aber diese Hände! Was habt ihr gemacht? Die sind ja ganz blau!» «Sie hat eben draufgeschlagen gekriegt», war die Antwort. Jetzt kam gleich Barmettler Paul und wollte sie wegtragen. Ich sagte, dass ich nicht mehr könne und ging zum Auto. Stocker schickte Oskar und Eugen zu Hilfe. Kohler kam ebenfalls und sagte: «Es war doch vorgesehen, dass sie samt dem Deckbett mitgenommen wird.» Dann trugen sie Paul, Leny, Oskar und Eugen die Treppe hinunter zum Auto und legten sie auf den hinteren Sitz. Meine Frau musste sie auf den Schoss nehmen. Stocker und Kohler kamen mit ans Auto, um zu sehen, dass sie recht zugedeckt wird, damit nichts auffällt.

Unterdessen waren Barmettler Heinrich, Hans und Myrtha bereits weggefahren mit ihrem Wagen. Als Eugen sich ans Steuer setzte, wollte auch Barmettler Paul zu uns einsteigen. Wir wiesen ihn jedoch zurück, denn wir wollten keinen Mörder bei uns haben. Er ging dann in den Wagen von Oskar, und hintereinander fuhren wir gegen Wangen.

Es war etwa 4 Uhr morgens, als wir in Wangen ankamen, und es fing schon an zu tagen. Dort legten wir Bernadette in ein Bett, das schon bereit stand. Ich sagte noch zu Heinrich: «Telefonierst du der Polizei? Sonst werde ich es tun!» Er versprach, er werde es machen. «Gut», sagte ich, «zuerst muss ich nun heim, um es meinen Eltern zu sagen, was geschehen ist, damit sie es nicht von anderer Seite erfahren müssen.» Myrtha kam noch einmal auf mich zu, fasste meine Hände und sagte: «Sei doch bitte so gut und sage, dass du dem Heinrich gestattet hast, Bernadette zu schlagen.» Ich gab ihr keine Antwort mehr und ging fort.

Um 6 Uhr morgens telefonierte mir Heinrich und sagte, er habe nun den Arzt rufen lassen. Um 10 Uhr fuhren Leny und ich wieder nach Wangen, nachdem wir unsern Eltern von der Tragik und Grausamkeit erzählt hatten. Es hätte wenig gefehlt, wäre mein Vater dem Schock erlegen. Es dauerte lange, bis er sich wieder fassen konnte.

Als wir nach Wangen kamen, lief bereits alles auf Hochtouren und wir wurden nicht mehr in Barmettlers Haus eingelassen. Wir haben uns dann mit dem Gericht in Olten in Verbindung gesetzt und machten unsere Angaben so, wie es uns von der Kohler unter Drohungen eingehämmert worden war. Die Herren glaubten zwar unseren Aussagen nicht recht, doch liessen sie uns laufen.

Am nächsten Tag wurden wir telefonisch vorgeladen. Auf dem Weg dorthin sagten meine Frau und ich zueinander: «Also, jetzt geht es nicht mehr so weiter. Jetzt wird die Wahrheit gesagt, mag kommen was will. Wir können nicht mehr lügen.» Und so geschah es auch. Am zweiten Tag erzählte ich den Sachverhalt, worauf Stocker und Kohler und Konsorten noch am selben Tag verhaftet wurden.

Ans «Heilige Werk» gefesselt...

Über die vier Männer, die gleichsam auf «höheren Befehl» der «Heiligen Mutter» die achtzehnjährige Bernadette zutode geprügelt haben, berichtet Professor Binder Folgendes:

1. Die Brüder Hans, Heinrich und Paul Barmettler:

Die Familienverhältnisse sind uns aus den Angaben der drei Brüder und ferner aus den Aussagen ihrer Eltern und der beiden Ehefrauen von Hans und Paul bekannt, die in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen, wenn sie auch – was je nach der verschiedenen Stellung der Familienglieder selbstverständlich ist – hie und da unter ein wenig verschiedenen Aspekten gesehen werden.

Der *Vater* der drei Brüder entstammt einem alten, frommen, katholischen Bauerngeschlechte der Innerschweiz, hat vierzig Jahre bei der Schweizerischen Bundesbahn gearbeitet, daneben immer noch viel Land bebaut und ist heute mit seinen einundachtzig Jahren noch tüchtig in dem grossen Gemüsegarten tätig, den die Familie Barmettler betreibt und das Gemüse jeweilen auf den Markt bringt. Er ist ein äusserlich stiller, ernster, etwas kontaktarmer, ungemein solider Mensch, der seine Gefühle in sich verschliesst und nur ganz selten einmal explodiert. Hinter seiner unscheinbaren Aussenseite verfügt er aber über eine ganz ungewöhnliche Arbeitskraft, Willenszähigkeit und stille Zielfestigkeit. Wenn er einmal etwas für recht erkannt habe, lasse er sich durch nichts mehr davon abbringen, wird allgemein betont. – Ein Bruder des Vaters besitzt dieselbe ausserordentliche Willenszähigkeit; eine verstorbene Schwester hat zu Misstrauen geneigt; stärkere Auffälligkeiten sind aber in der Familie nicht vorgekommen.

Die *Mutter* der drei Brüder ist eine erregbarere, lebhaftere und impulsivere Person als ihr Mann; auch sie entstammt einem frommen innerschweizerischen Bauerngeschlecht. Sie ist eben-

falls eine ungemein arbeitstüchtige, wohlmeinende Frau, die an ihren Stellungnahmen fast genau so zäh festhält wie ihr Mann, dies aber immer wieder laut und energisch verkündet, weshalb sie oft einen gewissen rechthaberischen Eindruck macht. – In ihrer Familie sind noch verschiedene ähnliche Menschen, teilweise von einem geradezu fanatischen Katholizismus.

Das Ehepaar, das seit 1925 in Wangen bei Olten wohnt, hatte neun Kinder, von denen drei gestorben sind. Der familiäre Zusammenschluss war ein recht guter. Die Kinder sind alle der katholischen Tradition ihrer Eltern völlig treu geblieben. Regelmässiger Kirchenbesuch, Tischgebet, abendliches Rosenkranzgebet, Weihwassergebrauch auch daheim, Reliquien, Amulette, Geschichten von Heiligen, Teufeln, Hexen und Geistern gehören als selbstverständlich zum Leben dieser Familie. Die drei Brüder Hans, Heinrich und Paul sind die jüngsten der Geschwister, haben immer besonders zusammengehalten und einen Dreibund von im Grunde verschiedenen Wesensarten gebildet, die aber alle die gleiche Zähigkeit ihrer inneren Haltungen zeigten. Dies ist auch bei zwei älteren *Schwestern* der drei Brüder der Fall, die beide wenig glücklich verheiratet sind, aber tapfer ein schweres Schicksal tragen. Ein weiterer *Bruder* wird als empfindlich und rechthaberisch beschrieben, weshalb er ziemlich viele Unstimmigkeiten mit seiner Umgebung habe.

a. Hans Barmettler, geboren 1922:

Hans Barmettler besuchte in Wangen bei Olten mit guten Leistungen acht Jahre die Volksschule; der Vater, der nicht viel auf theoretische Ausbildung gebe, sei nicht für die Bezirksschule gewesen. Übereinstimmend wird Hans Barmettler als körperlich kräftiger, lebhafter, *aktiver*, ziemlich *draufgängerischer* Junge geschildert, der bei Bubenstreichen oft die Führerrolle spielte und sich bei Differenzen mit andern Schülern auch vor körperlichen Kämpfen nicht scheute. An Selbstbewusstsein habe es ihm nicht gefehlt; er sei aber ziemlich rasch beleidigt gewesen und habe dann *zornig* aufbrausen können. So habe er öfters Differenzen mit seiner Umwelt bekommen, weil er sich nirgends gescheut habe, zu reklamieren, wo er sich im Recht

gefühlt habe. Bei solchen Diskussionen habe er nie nachgegeben, sondern sei zäh zu seiner Meinung gestanden und habe sie verteidigt solange als möglich. Er selbst betont, er sei ein Mensch des raschen Entschlusses; er habe nie unbestimmt hin und her geschwankt, sondern für ihn habe es nur Entweder-Oder gegeben, zwischen denen er jeweils bald gewählt habe. Dann aber bleibe er dabei; er habe immer sehr wohl gewusst, wohin er gehöre, habe nicht so rasch nachgegeben, und in diesem Sinne könne man ihn schon eine *Kämpfernatur* nennen. Als Schulknabe habe er seine wesentlich ältere Schwester Anna von der ganzen Familie am liebsten gehabt. Sie sei für ihn wie eine Mutter gewesen; wenn etwas schief gegangen sei, wogegen er sich selber nicht habe wehren können, sei er sogleich zu ihr gesprungen. Man habe sich hie und da gewundert, dass er, der sonst so selbständige Junge, derart an dieser Schwester hänge. Zur Zeit seiner Schulentlassung sei sie von daheim fortgekommen; er habe nachher immer wieder gelegentlich Heimweh nach ihr gespürt. Ein Einzelgänger sei er nicht gewesen, aber er habe doch nur mehr oberflächliche Kollegen gehabt; trotz seiner Lebhaftigkeit liege es ihm nicht, andern Leuten persönliche Dinge anzuvertrauen.

Als er aus der Schule entlassen gewesen sei, habe er nach kurzer Tätigkeit in einer Gärtnerei daheim auf dem Lande helfen müssen; von 1941 an habe er dann vier Jahre Aushilfsdienst bei der Post als Briefträger gemacht. In der Rekrutenschule, welche in diese Zeit fiel, habe er sich ebenso wenig geniert, als einziger der ganzen Gruppe zu reklamieren, dass das Brot schlecht sei, wie auch als einziger von allen sich zum Besuch der Kirche zu melden. Im Jahre 1945 habe er sich dann um die definitive Anstellung bei der Post beworben. Als er zufällig erfahren habe, dass sein Gesuch nicht sogleich weitergeleitet worden sei, habe er von einem Tag auf den andern gekündigt – er habe erklärt, er arbeite nur in einem Betrieb, in dem man wisse, woran man sei –, habe sich gleichentags noch bei der Bahn gemeldet und sei sofort angestellt worden. Dort arbeite er nun seit zweiundzwanzig Jahren, habe sich stets verbessern können und sei jetzt beim Stellwerk tätig. Wie aus den Per-

sonalakten hervorgeht, stellt ihm die Betriebsleitung der Bahn ein sehr gutes Zeugnis aus; er beherrsche seinen Dienst und sei äusserst zuverlässig in allen Dingen. Hans Barmettler selbst sagt dazu, die einzigen Anstände bei der Bahn habe er hie und da einmal gehabt, wenn es notwendig gewesen sei, sich für das Recht zu wehren. Dann habe es Zerwürfnisse und Explosionen geben können; denn in solchen Fällen schrecke er vor keinem Vorgesetzten zurück, wobei es ihm gleich sei, wenn man ihn der *Rechthaberei* bezichtige. Er habe sich auch schon politisch bei der katholisch-konservativen Partei und in der Gewerkschaft betätigen wollen, sei aber zu undiplomatisch gewesen, habe keine Kompromisse eingehen wollen und kein Blatt vor den Mund genommen, so dass man ihm gesagt habe, er sei ein zu grosser *Hitzkopf*. Da habe er gemerkt, dass die Politik nichts für ihn sei. Jetzt richten sich nur noch die Brüder nach seinen politischen Ansichten; die seien an sein Temperament gewöhnt. Im Jahre 1947 hat Hans Barmettler nach siebenjähriger Bekanntschaft geheiratet und ist heute Vater von fünf Kindern. Mit der Frau, die es nicht tragisch nimmt, wenn er in einer gewissen Unnachgiebigkeit gelegentlich aufbrause, kommt er im allgemeinen ohne wesentliche Schwierigkeiten aus; die Kinder behandelt er, wie allgemein bestätigt wird, durchaus recht und nicht allzu streng. Bei den sexuellen Beziehungen geht er nach eigener Angabe hie und da recht energisch drauflos, da er eben sonst im Leben immer wieder viel Aggressivität zurückdrängen muss; doch kann von sadistischen Praktiken keineswegs gesprochen werden. Seit einigen Jahren wohnt Hans Barmettler wieder im Elternhause in einer Vierzimmerwohnung, nachdem er vorher auswärts logieren musste, und hilft in der Freizeit kräftig bei der Besorgung des grossen Gartens mit. Es verstand sich von selber, dass er und seine Familie regelmässig die katholische Kirche besucht und auch gebeichtet haben. Seit der Jünglingszeit hat er dem Schiesssport gehuldigt und an den Schützenfesten den Besuch von Wirtshäusern nicht verschmäht, sich dabei aber in durchaus vernünftigem Rahmen gehalten. Im Jahre 1954 hat er bei einem Unfall eine Hirnerschütterung durchgemacht, die aber folgenlos abheilte.

Im Dezember 1956 gingen die Eltern Barmettler sowie die Brüder Hans, Heinrich und Paul zum erstenmal an eine Versammlung des «Heiligen Werkes» in Singen und hörten dort von der Botschaft in Fatima, den nahen Katastrophen, der Besserung des Lebens, welche die Gottesmutter verlange, und von dem Widerstand, den die Kirche der Ausbreitung des «Heiligen Werkes» entgegensetze, obschon dieses der Menschheit doch nur das Heil im Auftrage der Gottesmutter bringen wolle. Es ist verständlich, dass gerade diese letzten Ausführungen die ziemlich rechthaberische Kampfnatur von Hans Barmettler bewegt haben. Er nennt sich selbst einen «Dynamiker», den man eben in Schwung bringe, wenn man die Glaubens- und Gewissensfreiheit unterbinden wolle! Und in erster Linie aus dieser Einstellung heraus ist er ein immer überzeugterer Anhänger des «Heiligen Werkes» geworden; er ging an die Versammlungen in Singen, wann immer er konnte und begeisterte sich stets mehr für die Idee, weil es galt, für sie zu kämpfen! Die Kirche hat er seinen Protest deutlich genug fühlen lassen: Als der Pfarrer in der Predigt einmal von den übertriebenen Katastrophenbefürchtungen, die die Bevölkerung unnötig beunruhigen, sprach, veranlasste Hans Barmettler alle Männer seiner Familie, fünf Jahre lang an keiner kirchlichen Veranstaltung und Wahl teilzunehmen, während sie den offiziellen Sonntagsgottesdienst nicht in Wangen, sondern meist in Olten besuchten. Hans Barmettler war aber objektiv genug, deswegen mit den betreffenden Leuten keine groben persönlichen Differenzen zu bekommen. Dann war offenbar noch ein anderes Moment, das ihn ans «Heilige Werk» fesselte. Bei den relativ nur seltenen Besuchen, welche die Brüder Barmettler bei den «Heiligen Eltern» machten, sei ihm M.K. – obwohl er natürlich wisse, dass auch sie eben ein Mensch sei – immer wie ein «höheres Wesen» erschienen. Er sah nicht – wie die meisten andern Leute – in ihr die «strenge Richterin», sondern wirklich nur die «Retterin der Seelen», die die Menschen von der Verdammnis erlöse und die alles wieder in Ordnung bringen könne, was nicht recht sei. Er sei überzeugt davon gewesen, dass sie wirklich in allem einzelnen von Gott geführt werde, der ihr die Worte in den Mund

lege, habe durchaus an die Unfehlbarkeit ihrer Urteile und an ihre Fähigkeit geglaubt, die Menschen sofort zu durchschauen und alle ihre Gedanken zu wissen. Darum habe er sich ganz im Stillen irgendwie sehr an sie geheftet, weil er sicher gewesen sei, dass sie ihm aus allen Schwierigkeiten heraus helfen könnte. Es sei ein völlig anderes Gefühl gewesen wie zu seiner Ehefrau, die er gewiss gerne habe – es habe überhaupt nie eine andere Frau in seinem Leben eine wesentliche Rolle gespielt –, der er aber doch solche höheren, unfehlbaren Fähigkeiten nicht zutrauen könne. Die ganze Art, wie Hans Barmettler von M. K. redet und die Gefühlsregungen, die dabei in ihm anklingen, zeigt, dass er auf sie offenbar eine *infantile* Einstellung übertragen hat, da ja auch manche jüngeren Kinder in ihren Eltern oder in viel älteren Geschwistern allwissende und unfehlbare Wesen sehen. Offenbar handelt es sich – ihm unbewusst – um eine *Übertragung seiner infantilen Anklammerung* an seine wesentlich ältere Schwester Anna, die wir vorher erwähnt haben. Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, dass Hans Barmettler vom «Heiligen Werke» wirklich alles Heil erwartete, dass er bei allem Guten, das ihm begegnete, überzeugt war, er habe dies nur seiner Zugehörigkeit zum «Heiligen Werke» zu verdanken, und dass er sich dafür mit seiner zähen Kampfesfreude einsetzte, wo er konnte. Berücksichtigt man die Stabilität seiner inneren Haltungen sowie die Gefühlsenergie und Aktivität seines ganzen Wesens, so wird es verständlich, dass alles, was zum «Heiligen Werk» gehörte, für ihn allmählich *überwertigen* Charakter annahm, zum einzigen Lebensziel wurde, das sein geistiges Gesichtsfeld allzu sehr auf diese eine Richtung einengte. Insofern bekam also sein Wesen einen *fanatischen* Zug. Wie sehr diese Einstellung auch sein ganzes praktisches Leben bis in elementarste Haltungen hinein beherrschte, zeigt sich einmal daran, dass er ganz selbstverständlich in all den Jahren seiner Zugehörigkeit zum «Heiligen Werke» jeden Monat einen ganz erheblichen Teil seines Lohnes – in letzter Zeit bis zu 200 Franken – an das «Werk» ablieferte und dass er seinerzeit an den Mercedeswagen der «Heiligen Familie» 2'000 Franken Ersparnis beigesteuert hat. Ferner hat Hans Bar-

mettler deswegen, weil M.K. erklärt hatte, der Heiland ver-
lange geschlechtliche Enthaltensamkeit in einer Ehe, in der man
keine Kinder mehr wünsche, seit drei Jahren auf sexuelle Be-
ziehungen mit seiner Ehefrau verzichtet, obwohl, wie beide
Teile angeben, der Geschlechtsverkehr vorher für den Mann
und die Frau voll befriedigend gewesen sei. Und schliesslich
hat Hans Barmettler, wie seine Frau bestätigt, seit seiner Zu-
gehörigkeit zum «Heiligen Werk» den Schiesssport, das Wirts-
haus und jegliches Vergnügen vollkommen gemieden, weil man
doch, wenn man Mitglied des «Heiligen Werkes» sei, wirklich
Opfer bringen müsse. Diese Einstellung habe aber – so betonen
beide Gatten – ihrer Ehe nichts geschadet, sondern sie eher
vertieft. Hans Barmettler sagt noch dazu, es habe eben auch
hier für ihn «nichts Halbes» gegeben. Man sieht aus diesen
Beispielen deutlich genug, wie sehr bei ihm die Zugehörigkeit
zum «Heiligen Werk» den ganzen Menschen gefangen genom-
men hat.

b. Heinrich Barmettler, geboren 1927:

Heinrich Barmettler besuchte mit eher untermittleren Leistun-
gen in Wangen acht Jahre die Volksschule, ist aber nie provi-
sorisch versetzt worden. Ganz anders als sein Bruder Hans war
er ein körperlich ausgesprochen *schwächlicher* Knabe, der sich
nicht wehren konnte, darum auch *ängstlich* und *selbstunsicher*.
Er habe sich immer zu stärkeren Buben geflüchtet und sie ge-
beten, ihn zu schützen, wenn ein anderer ihn angreifen wolle.
Er sei nämlich früher, wenn ihn einer wegen seiner «Nütigkeit»
so richtig «gefuxt» habe, oft in Wut gekommen und habe dann
dem, der ihn geplagt habe, auch «angehängt», habe sich aber
nachher vor diesem erst recht fürchten müssen. Deshalb habe
er mit der Zeit gelernt, «diese Wut ganz in sich hinein zu ver-
drücken» und sei im Gegenteil zu einem besonders friedfertigen
Menschen geworden, der zu allem, was man ihm habe antun
wollen, einfach geschwiegen habe. Er hat also von Kind an
seine *Aggressivität völlig verdrängt* und sich eine betonte Nach-
giebigkeit und Unterwürfigkeit anezogen. Diese Verdrängung
aller aggressiven Triebe hat seine Ängstlichkeit und Selbstun-

sicherheit nur gesteigert; er sei mehr und mehr einer geworden, der schüchtern beiseite gestanden sei und sich immer in der hintersten Reihe befunden habe. Von allen seinen Geschwistern sei er der stillste gewesen, der nur etwas mitmachte, wenn sein Bruder Hans die Führung übernommen habe. Körperlich starke Kameraden, die ihn beschützt hätten, habe er natürlich schon gern bekommen; daraus scheinen später einige Bekanntschaften mit *homoerotischem Einschlag*, aber – soviel man wenigstens erfahren kann – ohne jede körperliche Betätigung desselben entstanden zu sein.

Nach Schulentlassung arbeitete Heinrich Barmettler im elterlichen Gemüsegarten, bis er 1947 zur Schweizerischen Bundesbahn kam. Dort war er als Rangierarbeiter tätig und ist seit einiger Zeit zum Vorarbeiter aufgerückt; er ist nun seit neunzehn Jahren bei der Bahn beschäftigt. Wie sich aus den Personalakten ergibt, hat er von der Betriebsleitung der Bahn ein ausgezeichnetes Zeugnis bekommen; er sei ein sehr tüchtiger und äusserst zuverlässiger Angestellter. Auch in seinem Beruf benahm er sich ganz still und zurückgezogen, wehrte sich überhaupt nie und ärgerte die Kollegen höchstens dadurch, dass er allzu fleissig war. Wie es bei stark verdrängter Aggressivität so häufig geschieht, hat auch Heinrich Barmettler diese in die Umgebung projiziert, sich deshalb von dorthier angegriffen und geplagt gefühlt und darum *paranoide Einstellungen* ausgebildet. Er glaubte, dass manche seiner Mitkollegen ihm feindlich gesinnt seien, ihm «zleidwerken», ihm nachspionieren, ihm extra alle unangenehme Arbeit zuhalten usw. Da er aber von diesem übertriebenen Misstrauen nie etwas merken liess, sondern alles in sich verschloss, entstanden daraus keine äusseren Schwierigkeiten. Heinrich Barmettler, der ledig blieb, hat immer bei seinen Eltern gewohnt und ihnen bis zu seinem dreiunddreissigsten Jahre ganz selbstverständlich seinen gesamten Zahltag abgegeben, was für eine gewisse Unselbständigkeit und Unmännlichkeit bezeichnend ist. Natürlich habe er in seiner Freizeit seinen Eltern viel im Garten geholfen. In seinem vierunddreissigsten Jahre ist dann die Liegenschaft von den Eltern auf ihn übertragen worden, da er als Lediger noch am ehesten für die Zinsen aufkom-

men konnte. Schon in jüngeren Jahren hat er sich von seinem älteren Bruder Hans zum Schiesssport mitnehmen lassen und hat manches Schützenfest und manche anschliessende Trinkelei mitgemacht, ohne dass dies an seiner Schüchternheit und Verslossenheit irgendetwas geändert hätte. Dagegen hat er einige Schützenkollegen gefunden, an denen er, wie berichtet wird, auffallend stark gehangen habe.

Mädchen gegenüber war er natürlich ebenso unsicher und befangen wie sonst; er sagt selbst, er sei halt viel zu still und ernst gewesen, so dass es in seinem ganzen Leben nie dazu gekommen sei, dass er ein Mädchen auch nur geküsst habe. Deshalb hätten ihn die Mädchen immer wieder sitzen lassen und seien mit andern Burschen gegangen. Das habe ihn innerlich schon «schwer gewurmt»; er habe oft genug im Stillen eine «richtige Täubi auf diese Geschöpfe» gehabt. Bei der seltenen Onanie – er habe jedesmal starke Gewissensbisse deswegen empfunden und sie natürlich regelmässig gebeichtet – habe er sich gelegentlich vorgestellt, wie er ein Mädchen «ziemlich gewalttätig überwältige». Hier stossen wir also auf eine deutliche *sadistische Einstellung*, deren Entstehung klar ist: Heinrich Barmettler reagiert bei der Onanie seine verborgene «Wut auf die Weiber» ab, indem sich seine verdrängte Aggressivität mit seiner Sexualität verquickt. Einmal hat er sogar die Bemerkung gemacht, er sei bei gewissen Mädchen vielleicht deshalb nicht «weiter gekommen», weil er im Stillen gefürchtet habe, er könnte nachher «allzu scharf drauflos gehen». Ein deutlicher Hinweis auf die verdrängte sadistische Einstellung von Heinrich Barmettler ist erfahrungsgemäss auch seine *Blutscheu*: Er kann weder bei andern Menschen noch bei sich selbst eine stärkere Blutung sehen, sondern es wird ihm gleich schlecht bis zur Ohnmacht.

Heinrich Barmettler hat das «Heilige Werk» zusammen mit seiner übrigen Familie Ende 1956 kennengelernt, hat in der Folgezeit jede Versammlung besucht, die er konnte, und wurde sehr bald eines der eifrigsten Mitglieder. Bei seiner stillen Art blieb er äusserlich völlig unauffällig; doch bedeutete ihm das «Heilige Werk» bald – wie er zu uns einmal sagte – «die ganze

Erfüllung seines Lebens». Dies ist psychologisch ohne Weiteres verständlich: Seine Ängstlichkeit fand im «Heiligen Elternpaar» greifbaren Schutz und sichtbare Geborgenheit; seine Selbstunsicherheit erfuhr im Glauben an die führende Rolle, die im neuen Zeitalter alle Mitglieder des «Heiligen Werkes» spielen werden, «eine grosse geistliche Erhöhung und Erbauung», um seine eigenen Worte zu gebrauchen. Er, der von 1960 an die Verantwortung für die grosse Liegenschaft hatte auf sich nehmen müssen, die von seinen Eltern auf ihn übertragen worden war, war besonders glücklich über die Prophezeiung des Heilandes, dass auch das Barmettlersche Haus als Kleinarche alle Katastrophen unbeschädigt überstehen werde; es wurden dort seit 1956 Vorräte soviel als möglich aufgehäuft. Aber auch Heinrich Barmettler erklärt, dass die Zugehörigkeit zum «Heiligen Werk» keine Versicherung sei, da Gottes Ratschlüsse trotz allem unerforschlich bleiben; das hätten die «Heiligen Eltern» öfters betont. Heinrich, der in der Welt soviel unter Ängstlichkeit, Misserfolgen und vermeintlicher Feindseligkeit zu leiden gehabt hatte, fand sich für alle Mühsal überschwänglich belohnt, weil er dereinst zur «Schar der Auserwählten» gehöre. Er war immer ein gefühlsmässig stark beeindruckbarer Mensch gewesen, dem zum Beispiel bei gewissen Liedern die Tränen kamen; deshalb brannten bei aller äusseren Unscheinbarkeit seines Wesens seine Gefühle doch mit einer derartigen stillen Leidenschaft für das «Heilige Werk», dass alles andere daneben bedeutungslos wurde, das heisst es bildete sich auch bei ihm eine *fanatische* Einseitigkeit der inneren Haltung aus. Auch für ihn konzentrierte sich das «Heilige Werk» völlig in der Gestalt der «Mutter», während der «Vater» nur zu sagen und zu tun hatte, was *sie* wollte. *Sie* war die vom Heiland Ergriffene, der durch ihre Freundlichkeit und ihren Zorn sprach; *sie* durchschaute jeden Menschen unfehlbar; *sie* musste zur Sühne für die Sünder Gefangenschaft und Krankheit leiden; *sie* war diejenige, die vom Heiland einst die Gnade erhielt, die «grosse Wendung» herbeizuführen, die aller Angst und Feindseligkeit ein Ende machte. Deshalb war es für Heinrich ebenso selbstverständlich wie für seinen Bruder Hans, dem

«Heiligen Werk» zuliebe auf alle Schützenfeste und jedes andere Vergnügen zu verzichten und im Unterschied zu früher viel in der Bibel zu lesen, über die er deshalb heute auch gute Kenntnisse besitzt. Er, der seinerzeit für den Mercedes der «Heiligen Familie» zirka 3'000 Franken geopfert hat, gab ausserdem, wie er uns mitteilte, jeden Monat etwa 150 Franken ans «Heilige Werk», da er wegen seiner Zinsverpflichtungen für das Barmettlersche Haus mehr nicht aufbringen konnte. Und noch am 8. Mai 1966 lieferte er 14'000 Franken, die er durch Rückzahlung einer ganz alten Schuld erhalten hatte, sofort den «Heiligen Eltern» ab, ohne einen Rappen für sich zu behalten, und verlangte dafür von ihnen nicht einmal eine Quittung. Es sei doch klar, meinte er zu uns, dass man zu solchen vom Heiland begnadeten Menschen nur grenzenloses Vertrauen haben könne.

In den Versammlungen des «Heiligen Werkes» in Singen hat Heinrich Barmettler die Maria Ley kennengelernt, und 1963 wurde beiden von M. K. gesagt, dass sie füreinander bestimmt seien. Aufweisung der «Heiligen Mutter» hätten sie sich dann ein paarmal getroffen; es sei aber auch da nicht einmal zu einem Kuss gekommen, da Heinrich seine Hemmungen nicht habe überwinden können. Als es dann im Frühling 1965 mit Maria Ley im Haushalt der «Heiligen Eltern» nicht gegangen war, habe die «Mutter» zu ihm gesagt, er müsse mit der Ley sofort aufhören, wenn er nicht den Platz im «Heiligen Werk» verlieren wolle; denn eine solche Frau könne er nicht brauchen! Natürlich habe er dieser Weisung sogleich Folge geleistet. Als wir dem Heinrich Barmettler sagten, in diesem Falle sei also M. K. in ihrem Urteil über einen Menschen keineswegs unfehlbar gewesen, sondern habe sich gründlich getäuscht, erwiderte er, so dürfe man nicht denken; das seien Dinge, die über unseren Verstand einfach hinausgehen. «An der Heiligen Mutter darf man keine Kritik üben», erklärte er.

c. Paul Barmettler, geboren 1931:

Paul Barmettler besuchte als recht guter Schüler acht Jahre die Volksschule in Wangen; auch er ging nur deshalb nicht in

die Bezirksschule, weil der Vater das nicht für nötig fand. Er wird als *empfindlicher*, weichherziger Bub beschrieben, der *rasch gekränkt* war und dann sogleich in Tränen ausbrechen konnte. Doch wehrte er sich als Knabe viel aktiver als Heinrich, hatte deswegen namentlich mit der ebenfalls erregbaren Mutter manche Streitigkeiten, bei denen jedes Recht haben und das letzte Wort behalten wollte. Auch im Anfang der Schulzeit war er mit den Kameraden noch so, erlitt dann aber in seiner *Verletzlichkeit* so viele Demütigungen, dass er viel stiller und zurückhaltender wurde, seine expansive Triebhaftigkeit in sich zurückdrängte und immer mehr ein *schüchternes* und etwas *ängstliches* Wesen annahm. Bis zur fünften Klasse litt er an Bettnässen und oft an Angstträumen, wo er vor wilden Tieren flüchten musste, was auf seine versteckte Triebhaftigkeit hinweisen dürfte. In der Schule war er nie Anführer, sondern höchstens Mitläufer bei harmlosen Streichen, war aber im ganzen lebhafter und beweglicher als Heinrich. Die ausgesprochene *Empfindsamkeit* einerseits, andererseits die *Verhaltenheit* in seinem Benehmen nach aussen, die er sich angewöhnt hatte, blieben bei ihm während seines ganzen weiteren Lebens bestimmend; er hatte also ein typisch *sensitives Wesen* an sich. Dazu passt auch seine *Bedächtigkeit* und Genauigkeit, die er sich anezog, um keinen Anstoss zu erregen, und die sich mit der Zeit zu einer gewissen *ängstlichen Pedanterie* steigerte. Man sagte von ihm, er überlege sich etwas lieber zehnmal, bevor er eine Meinung habe; dann aber könne ihn auch niemand mehr von dieser Meinung abbringen. *Zähigkeit* seiner inneren Einstellungen wie seiner äusseren Leistungen war ihm ebenso eigen wie seinen Brüdern Hans und Heinrich. Am Religionsunterricht hatte er von jeher ein so starkes Interesse und beteiligte sich so lebhaft daran, dass die Mutter einmal davon sprach, ob er nicht Priester werden wolle; er war aber zu *selbstunsicher*, um sich so etwas zuzutrauen. Er dürfte von allen drei Brüdern das lebendigste und echtste, nicht an irdischen Zielen orientierte, religiöse Suchen in sich haben; jedoch auch weltliche Motive haben sich wie bei den meisten Menschen zunehmend in seine religiöse Haltung eingemischt. Vor allem war die gött-

liche Sphäre diejenige für ihn, in die er sich vor den seelischen Verletzungen durch die Welt, die den jungen Menschen so empfindlich trafen, zu flüchten pflegte.

Nach Schulentlassung war Paul Barmettler als Aushilfsarbeiter bei der Bahn und dann als Handlanger bei einem Baumeister tätig; erst als die Behörden den Eltern empfahlen, den Jüngling doch eine Lehre machen zu lassen, trat er 1952 eine solche als Schneider in der Kleiderfabrik Frey in Wangen an. Bis dahin hatte er mit seinen beiden Brüdern eifrig beim Schiesssport mitgemacht; jetzt als Lehrling musste er diesen aus finanziellen Gründen aufgeben. Er gehörte noch der katholischen Jungmannschaft an; als er sich dort einmal beklagte, dass bei einer Prozession nicht ernsthaft genug gebetet worden sei und er deswegen ein wenig ausgelacht wurde, reagierte er darauf so empfindlich, dass er seinen Austritt gab. Eine Zeitlang war er in der katholisch-konservativen Partei; als er sich gegen eine Stellungnahme seiner politischen Kollegen, die nach seiner Meinung unkonsequent war, wehrte und man ihn deshalb als Heisssporn etwas neckte, kränkte ihn dies derart, dass er seine Mitgliedschaft bei der Partei kündigte. Eine Zeitlang war er auch in einem Handorgelklub; als man ihn dort wegen seiner Bekanntschaft mit einem Mädchen, das später seine Frau wurde, ein wenig hänselte, nahm er sich das so zu Herzen, dass er unter einem Vorwand aus dem Klub austrat. So rasch fühlte er sich in seinem labilen Selbstgefühl betroffen. Dies kam auch darin zum Ausdruck, dass er wegen Kleinigkeiten erröten konnte, was erst im späteren Alter einigermaßen zurücktrat. In der Lehre gab er sich grosse Mühe; seine bereits erwähnte, ängstliche Pedanterie gab ihm den Spitznamen «de Millimeterpauli». Seit 1956 ist er in der Kleiderfabrik Frey als Schneider fest angestellt; wie aus den Personalakten hervorgeht, äusserte sich die Firma nur lobend über ihn, der sehr solid, zuverlässig und allen seinen Obliegenheiten völlig gewachsen sei. In seiner Freizeit hat er natürlich auch äusserst fleissig im Familiengarten geholfen und ist am Samstag mit Gemüse auf den Markt gegangen, obschon das seinem Wesen nicht besonders lag. Ähnlich wie sein Bruder Heinrich hat auch er viel innere Unsicher-

heit durch ein äusseres Leistungsmaximum zu kompensieren gesucht.

Auch in sexueller Hinsicht hat sich seine sensitive Gewissenhaftigkeit gezeigt. Die Onanieperiode seiner Entwicklungsjahre hat er schwer genommen und stets genau gebeichtet. Während der fünfjährigen vorehelichen Bekanntschaft mit seiner späteren Frau hat er, wie beide angeben, trotz grosser Zuneigung zu ihr keine sexuellen Beziehungen mit ihr gehabt. «Wie soll man in der Ehe innerlich emporkommen, wenn man sie schon vorher verdirbt?» ist ein für seine Skrupulosität bezeichnender Ausspruch. Im Jahre 1957 hat er geheiratet und ist Vater von zwei Kindern; die Ehe ist besonders glücklich, weil die Frau für seine Empfindsamkeit ungewöhnlich viel Verständnis hat. Er gibt an, sie habe sich schon hie und da beklagt, er sei beim Geschlechtsverkehr «zu fest drauflos», was darauf hinweist, dass auch er allerlei Aggressivität, die er ja sonst völlig in sich verhält, in diesem Akte abreagiert hat. Zu den Kindern sei er, wie berichtet wird, etwas strenger als sein Bruder Hans, aber in keiner Weise übertrieben. Die Frau gibt an, wenn ein Kind von ihm einmal begründeterweise etwas «Tätsch» erhalten habe, so komme es nicht selten vor, dass es eine Viertelstunde später schon wieder auf seinen Knien sitze.

In seiner Arbeitsfirma ist sein stilles, verhaltenes, etwas kontaktscheues Wesen, das sich nie vordrängen konnte, vielleicht der Grund, dass eine Verbesserung seiner Stellung, auf die er gehofft hatte, mehrfach nicht erfolgte. Auch Paul Barmettler neigt aus ähnlichen Gründen wie sein Bruder Heinrich zu *paranoiden Einstellungen* und ist darum überzeugt, dass im Geschäft geradezu ein Komplott existiere, das ihn herunterdrücke, ihm alles «durchtue», ihn nicht herauf kommen lassen wolle und ihm «zleidwerke». Er hat, wie er und seine Frau angeben, darunter bei seiner Empfindlichkeit ausserordentlich gelitten, hat aber alle Kränkungen schweigend geschluckt und alle Gefühle des Beeinträchtigtseins «heruntergewürgt». Wie er betont, hätte das Reklamieren doch nichts genützt, da man ihn nicht einmal verstanden und sich über ihn noch lustig gemacht hätte. Die Stelle wechseln habe er nicht können, weil er in der Nähe keine

gefunden habe, wo er am Samstag frei gewesen wäre, was wegen der Gartenarbeit und dem Marktbesuch nötig gewesen sei. Auch die Nachbarn seien den Barmettlers – die drei Söhne Hans, Heinrich und Paul wohnten mit den Eltern im gleichen Haus und hielten äusserlich und innerlich zusammen – nicht günstig gesinnt gewesen. Bei Diskussionen mit Nachbarn wegen Bagatellen konnte Paul dann seine rechthaberische Hartnäckigkeit zeigen und sich auch hier wieder angegriffen und geplagt fühlen. Er habe hie und da gesagt, seine Frau sei in der Welt sein einziger Halt, da man ausserhalb der Familie einfach irgendwie gegen ihn sei.

Gerade weil er im äusseren Leben unbefriedigt blieb, hat er sich schon vor seiner Bekanntschaft mit dem «Heiligen Werk» mit religiösen Problemen abgegeben und hat sich mit allerlei etwas phantastischen Grübeleien beschäftigt, bis er dann im «Heiligen Werk» die «direkten Botschaften des Heilandes» hörte, die ihm innere Sicherheit und Überlegenheit gaben. Er, der an der *äusseren* Welt so vielfach enttäuscht war, konnte sich nun auf eine *innere* zurückziehen, die ihm ungeahnte Entfaltung und Vervollkommnung versprach. Mit diesem Besserungswillen hat er es ungemein ernst genommen. Er hat getreu den Anregungen des «Heiligen Werkes» auf jedes Vergnügen verzichtet, hat seit der Geburt des zweiten Kindes – also seit fünf Jahren – nach Angabe beider Gatten keinen ehelichen Verkehr mehr gehabt, hat sich zudem noch gewisse Fasten- und andere Disziplinierungsübungen auferlegt. Er erklärte, Gott suche Menschen, die für andere sühnen, und er wolle ein solcher werden, das sei sein Vorsatz. Dabei vermied er aber alle Selbstgerechtigkeit; er konnte sagen, es sei ja eine *Gnade* des Herrgotts, wenn man sich bessern dürfe.

Die Enttäuschung an der äusseren Welt, das Gefühl eigener Unsicherheit, ein Hang zu einer gewissen religiösen Phantastik und das heisse Streben, sich zu einem Menschen des «neuen Reiches» zu vervollkommen – solche Einstellungen waren es, die Paul Barmettler an das «Heilige Werk» fesselten. Auch er war, wie er glaubhaft betont, felsenfest überzeugt, dass die «Heiligen Eltern» direkte Gesandte Gottes seien, dass man aber

in der «Mutter» den führenden Geist zu verehren habe, der vollkommen in der Seele der Menschen lesen und auch in die Zukunft sehen könne. Sie müsse für das Schicksal der Welt leiden und von ihr sei das Los der Menschheit abhängig. Gerade weil er solche Gedanken nicht klarer ausdachte, wurde der Gefühlswert derartiger Ideen so mächtig, dass alles andere sich ihnen unterordnete und er in *fanatischer* Befangenheit für sie Partei nahm. Ebenso selbstverständlich wie für seine Brüder Hans und Heinrich waren auch für Paul die finanziellen Leistungen ans «Heilige Werk»: Er hat in letzter Zeit jeden Monat etwa 150 Franken für «Vater und Mutter» abgeliefert. Die drei Brüder Hans, Heinrich und Paul Barmettler haben – jeder aus seiner besonderen Gefühlswelt heraus – wirklich das betätigt, was die Botschaften des «Heilandes» die Ganzhingabe nannten. Sie lebten ja alle selbst in so beschränkten finanziellen Verhältnissen, dass sie sich das, was sie den «Heiligen Eltern» gaben, wirklich *absparen* mussten.

2. *Emil Bettio, geboren 1929:*

Die Familienverhältnisse und die Entwicklung Emil Bettios sind uns aus seinen eigenen Angaben, ferner aus den Aussagen seiner Eltern und seiner Ehefrau und schliesslich aus brieflichen Mitteilungen seiner Zwillingsschwester bekannt, die sich zu einem durchaus klaren Bild ohne belangvolle Widersprüche ergänzen.

Der *Vater* von Emil Bettio entstammt einer italienischen Familie, ist aber selbst in der Schweiz aufgewachsen und heiratete eine Schweizerin. Er hat einen Gemüseladen eröffnet, woraus die Familie mit der Zeit einen grossen Comestibleshandel mit mehreren Geschäften entwickelt hat. Der Vater von Emil war ein meist frohgestimmter, gutmütiger, betriebsamer, unternehmender Mensch, ein Optimist, der sich leicht aufregen und schimpfen, aber sogleich wieder zufrieden sein konnte. Durch unermüdlichen Arbeitseifer, der dem temperamentvollen Manne selbstverständlich war, hatte er in seinem Leben grossen geschäftlichen Erfolg. Auffallend war seine Weichherzigkeit: noch als erwachsener Mann konnte er nicht selten Tränen be-

kommen. Er war ungemein leutselig und fand sogleich Kontakt mit seiner Umgebung. Der Vater des Vaters und die drei Brüder des Vaters von Emil Bettio sind ähnliche Menschen gewesen; nur einer der letzteren ist allzu labil und neigt zu sozialer Haltlosigkeit.

Die *Mutter* von Emil Bettio war anderen Schlages, weshalb die Ehe seiner Eltern namentlich in früheren Jahren nicht immer glücklich gewesen ist. Sie entstammt einer Bauernfamilie, in der keine stärkeren psychischen Auffälligkeiten vorgekommen sind. Neben zahlreichen Geschwistern hat sie eine schwere Jugend durchgemacht und deshalb äusserlich ein ernstes, etwas hartes und verschlossenes, auch leicht erregbares Wesen angenommen, obschon sie innerlich eher weichherzig ist. Dies kann sie aber ihren Mitmenschen nicht zeigen, sondern behält meist etwas Strenges, Befehlendes und schwer Zugängliches an sich. Von den drei *Geschwistern* Emils haben eine Zwillingsschwester Beatrice, die im Tessin verheiratet ist, und ein Bruder Giusto, der seit einigen Jahren im Geschäft von Emil arbeitet, mehr das väterliche Wesen an sich, während ein Bruder Romeo, der als Chef einer Autogarage tätig ist, den mütterlichen Ernst zeigt.

Emil selbst, der in Wädenswil im Elternhause aufgewachsen ist, war ein schwächliches und viel krankes Kind – er hatte neben manchen Kinderkrankheiten mehrere Schübe von Gelenkrheumatismus, von denen er einen Herzfehler zurückbehalten hat –, ist gerade deshalb recht verwöhnt worden und war der Liebling seiner Eltern. An seinem Vater, dem Emil im Wesen weitgehend gleicht und der dem Buben viel Anhänglichkeit zeigte, hing er mit grosser Liebe. Seiner Mutter, deren ernstes und strenges Wesen ihn den vollen Zugang zu ihr nicht finden liess, brachte er eine Mischung von Zuneigung und Furcht entgegen, obschon sie ihn nur selten körperlich strafte, über seine Kränklichkeit sehr betrübt war und ausgezeichnet für ihn sorgte. Da sie nicht so zärtlich zu ihm sein konnte, wie er es gerne gehabt hätte, habe er sich bei ihr nie so ganz geborgen gefühlt, habe aber einen grossen Wunsch nach einer «richtig lieben Mutter» gehabt, was auch der Vater Emils bestätigt. In

der Primarschule war er, wenn er sich gesund fühlte, ein zwar etwas aufgeregter und *leicht zorniger*, aber *unternehmender* und *fröhlicher* Junge, der gut rechnen konnte, sonst aber für den Lehrstoff der Schule wenig Interesse hatte und sich deshalb für den Unterricht auch keine Mühe gab, sondern abends statt Aufgaben zu machen herumflanierte und handelte, wofür er schon in jenem Alter eine Vorliebe zeigte. Da er nicht aus mangelnder Intelligenz, sondern weil er sich für die Schule zu wenig angestrengt hatte, in Wädenswil kaum in die Sekundarschule gekommen wäre, absolvierte er zwei Jahre derselben im Knabeninstitut Hofoberkirch in Kaltbrunn. Er war ein richtiger «Heimwehbub» und weinte trotz seines im Grunde frohmütigen Wesens viel – er hatte eben auch die *Weichherzigkeit* seines Vaters geerbt; doch waren die Tränen jeweilen rasch wieder getrocknet. Nachher war er ein Jahr im Welschland, um die Sprache zu lernen, litt auch dort viel unter Heimweh; dann kehrte er nach Rüti zurück, wohin seine Eltern inzwischen mit ihrem Geschäft umgezogen waren, und begann eine kaufmännische Lehre in den Embru-Werken. Er interessierte sich weder für die Gewerbeschule noch für die schriftlichen Arbeiten im Geschäft, schlängelte sich aber durch und frönte im Übrigen seiner Handelsleidenschaft, wo er ebenso *initiativ* und *draufgängerisch* wie geschickt war. Er blieb, wie von beiden Eltern bestätigt wird, körperlich in der Entwicklung auffallend lange zurück und hatte auch psychisch länger als seine Kameraden etwas «Büebeliges» an sich. Er war also einigermassen *infantil*, hatte, wie von ihm gesagt wird, auch noch als Volljähriger nur Schabernack im Kopf und wusste nichts vom Ernst des Lebens. Er sei auch in sexueller Hinsicht später reif geworden als seine Kameraden; genauere Daten sind aber nicht mehr festzustellen. Erst relativ langsam – nach Erreichung der Zwanzigerjahre – kräftigte er sich körperlich, musste sich häufiger rasieren, verlor seine frühere Magerkeit und machte jetzt eher einen männlichen Eindruck. Wegen seines Herzfehlers war er nicht militärdiensttauglich. Mit neunzehn Jahren trat er in das väterliche Geschäft in Rüti ein und hatte nun endlich das richtige Feld, um seine kaufmännische *Betriebsamkeit*, Unterneh-

mungslust und *unermüdliche Tatkraft* zu beweisen. Er hatte aber ein recht *erregbares* Temperament, konnte in *Schimpfexplosionen*, ja in eigentliche Wutanfälle geraten; doch ging diese *aggressive Seite* seines Wesens nicht bis zu eigentlichen Tätlichkeiten. Je mehr er kaufmännisch selbständig wurde, Verhandlungen führen musste usw., umso mehr sah er sich genötigt, seine übermässige Neigung zu Affektausbrüchen zu zügeln, was ihm auch weitgehend gelang.

Seine spätere Ehefrau, eine junge Österreicherin, hatte er in der Gewerbeschule während der Lehre kennengelernt; im Jahre 1951, also mit zweiundzwanzig Jahren, heiratete er sie. Anfangs wohnten sie im gleichen Hause mit seinen Eltern in Rüti, was nicht gut ging, da die Mutter Emils seine junge Frau allzu sehr bevormunden wollte. Als er dann aber in Rapperswil eine Geschäftsfiliale übernahm und mit seiner Frau dorthin umzog, gestaltete sich die Ehe, der drei Kinder entstammen, recht glücklich. Da auch Emil Bettio, wie bereits erwähnt, ziemlich viel Aggressivität in sich zurückdrängen musste, war er nach eigener Angabe bei den ehelichen Beziehungen oft etwas allzu draufgängerisch, so dass ihn die Frau hie und da in dieser Hinsicht ermahnt habe, ohne dass aber daraus irgendwelche Schwierigkeiten entstanden wären. In Rapperswil fand Emil Bettio – seinem leutseligen, kontaktbedürftigen Wesen entsprechend – rasch einen grossen Bekanntenkreis, pflegte mit seiner Frau eine gewisse Gastlichkeit, wurde ein eifriger Jäger, wobei er als Draufgänger galt, und war in verschiedenen Jagdgesellschaften. Wie namentlich aus den Angaben der Frau hervorgeht, kontrastierte seine geschäftliche Findigkeit, Unternehmungslust und Überlegtheit mit einer gewissen *Unreife* in menschlichen Beziehungen. Wie ein «grosser Bub» habe er sich für einen Jagdfreund begeistern können, der ihm gerade imponiert habe, und wäre dann für diesen ziemlich kritiklos durch dick und dünn gegangen; er habe sich auch über gesellschaftliche Verhältnisse alles Mögliche angeben und sich gelegentlich von Leuten allzu sehr beeinflussen und ins Schlepptau nehmen lassen, bei denen das besser unterblieben wäre. Auch sonst zeigte er noch deutlich *infantile Züge*: Er las auch als erwachsener Mann

am liebsten Abenteuer- und Indianerbücher, hörte mit grösster Freude die Kinderstunde am Radio, pflegte über Mickeymouse-Filme in eine naive Begeisterung zu geraten, konnte beim Spielen mit seinen Kindern sich völlig vergessen und selber wieder zum Kind werden, lebte innerlich ganz mit, wenn seine Frau den Buben Märchen vorlas. Nicht selten hatte er auch fremde Kinder um sich, mit denen er voll Freude spielen konnte. Unter diesen Umständen war er, wie durchwegs bestätigt wird, mit seinen eigenen Kindern weit eher zu gut als zu streng. Er vermochte nicht allein zu sein, musste immer Gesellschaft und irgendwie Betrieb haben; seines gutmütigen und hilfsbereiten Wesens wegen war er aber sehr geschätzt. Seine Frau liebte er mit einer kindlichen Anhänglichkeit; irgendwelche andere Frauen seien für ihn gar nicht in Betracht gekommen. Im Jahre 1960 zogen die Eheleute im Umtausch mit den Eltern wieder nach Rütli um; er betrieb nun das dortige Hauptgeschäft, zugleich auch die Filiale in Rapperswil und den Engros-Handel in Zürich, wozu er am Morgen um halb vier Uhr aufstehen musste, um rechtzeitig auf dem Markt in Zürich zu sein. Er hatte nur wenige Stunden Schlaf nötig; seiner unverwüstlichen Vitalität war nichts zuviel. Infolge seiner Geschäftstüchtigkeit stieg sein Einkommen immer mehr.

Bis über sein dreissigstes Jahr hinaus hatte das Religiöse für ihn überhaupt keine Rolle gespielt; er war selten einmal an einem Festtage in die katholische Kirche gegangen, ohne sich weitere Gedanken dazu zu machen. Was nicht sichtbar und greifbar war, hatte ihn überhaupt nicht interessiert. Dann aber kam er einmal mit einer Familie Weidmann in Berührung, welche Anhänger des «Heiligen Werkes» war. Er sagt selbst, es wäre wohl alles, was er dort hörte, von ihm abgelaufen; erst als man berichtet habe, dass in Bälde mit schweren Kriegskatastrophen zu rechnen sei und dass nur derjenige Aussicht habe, heil davonzukommen, der einen besseren Lebenswandel führe und mehr bete, habe er angefangen, über diese Dinge nachzudenken. Offenbar war in ihm auch hier der Geschäftsmann erwacht, der mit dem Herrgott ein «ehrliches Geschäft machen», aber doch möglichst frühzeitig und vorteilhaft dabei

sein wollte. Es war ihm vom Handel her selbstverständlich, dass man für eine gute Sache auch etwas riskieren und auf manches weniger Aussichtsreiche verzichten muss. Deshalb änderte er mit der ihm eigenen Energie seinen Lebensstil, um sich «beim Heiland gut zu stellen» – dieser von ihm stammende Ausdruck zeigt auch wieder seinen infantilen Einschlag; er habe sich gesagt, er könne dadurch ja nichts verlieren, aber viel gewinnen. Unter allerlei Vorwänden zog er sich von der Jagd zurück – den Anhängern des «Heiligen Werkes» wurde anbefohlen, die Sache möglichst geheimzuhalten –, hörte mit dem Jassen auf, das er sonst gerne tat, stellte im Radio keine Tanzmusik mehr ein, die ihm Spass machte, zog sich überhaupt von weltlicher Gesellschaft zurück und kam stattdessen regelmässig mit Weidmanns zum Rosenkranzgebet zusammen. Da man davon sprach, dass man für die Kriegszeiten Vorräte anlegen sollte, schenkte er Weidmanns grosse Mengen von Lebensmitteln und Kleidern. Die Radikalität, mit der er diesen Lebensumschwung vollzog, weist daraufhin, dass in ihm wohl immer ein versteckter Einschlag von Unsicherheit gewesen war, der bei dem höchst erfolgreichen Geschäftsmann nie an die Oberfläche kam und ihm selber nicht bewusst war, von seiner Frau aber wohl gespürt wurde, und der damit Zusammenhängen dürfte, dass er die volle Geborgenheit bei seiner Mutter nicht erlebt hatte. Natürlich passt diese verborgene Selbstunsicherheit auch zur infantilen Seite seines Wesens.

Im Jahre 1963 kam dann Emil Bettio mit seiner Frau zum erstenmal an die Versammlungen nach Singen, vernahm viel von der «Heiligen Familie» und dem ihr angeblich angetanen Unrecht, da «Vater und Mutter» jetzt unschuldig in einer «elenden Verbannung» sitzen müssten, und hörte die Tonbänder mit Predigten von J. St. In seinem kindlichen Bedürfnis nach Verehrung und Absolutsetzung von Menschen schätzte er es als die grösste Gnade, dass die «Heiligen Eltern» seine Geldgeschenke überhaupt annahmen, und als er im Sommer 1964 sie bei einem Besuche in Hellikon zum erstenmal sehen durfte, betrachtete er dies als den höchsten Moment seines bisherigen Lebens. Und nun kam noch ein spezielles Moment hinzu, wel-

ches dem Emil Bettio bei seinen späteren Besuchen in Hellikon nach und nach auch bewusst wurde und wovon er auch wiederholt zu seiner Frau gesprochen hat: M.K. hatte in ihrem Blick und in ihren Haaren, ihrer Postur und ihrem strengen Ausdruck viel von seiner eigenen Mutter. Daher brachte er nun M.K. als der «Heiligen Mutter» sein ganzes infantiles, unbefriedigtes Geborgenheitsbedürfnis entgegen, klammerte sich deshalb kritiklos an sie und ihre Ideen und erhob sie in blinder Gläubigkeit zu einem einzigartigen Wesen, an dem nichts fehlerhaft sein konnte. Es ist natürlich kennzeichnend, dass neben der «Mutter» Magdalena der «Vater» J. St. für Emil Bettio fast völlig bedeutungslos war und er in J. St. noch *mehr* ein blosses *Werkzeug* der Ideen und Absichten der «Heiligen Mutter» sah, als es in Wirklichkeit der Fall war. Emil Bettio und seine Ehefrau schildern, welchen gewaltigen Eindruck es auf ihn gemacht habe, als der Ausspruch fiel, sie werde dereinst am Jüngsten Tage beim Gerichte Gottes dabei sein und Gott die Sünder überantworten – es ist klar, dass Bettio solche Äusserungen noch verabsolutierte, wenn sie auch vielleicht nicht ganz in dieser Form getan wurden; die beiden berichten weiter, welche Angst er oft gehabt habe, da die «Mutter» doch sofort alle seine Gedanken sehe, was natürlich wieder seiner infantilen Einstellung entspricht; sie schildern endlich, wie völlig überzeugt er gewesen sei, dass alles, was die «Mutter» sagt und tut, direkt vom Heiland stammt und daher nicht unrichtig sein kann. Obwohl M. K. gegen Bettio meist sehr liebenswürdig war, sagte er hie und da von ihr, sie habe wie seine wirkliche Mutter «nichts *eigentlich* Liebes», sondern im Grunde nur Strenges an sich. Aber wenn man ihr gehorche, dann empfangen man dereinst die Liebe des göttlichen Heilandes; darum könne man sich bei ihr trotz ihrer Strenge doch geborgen und gesichert fühlen. Es ist verständlich, dass er unter diesen Umständen jedem Wunsch von M. K. zu entsprechen suchte und auch seine Frau mit der Zeit davon überzeugte, dass dies das Richtige sei. Und aus ihm sprach auch wieder der Kaufmann, als er – nachdem er einmal gehört hatte, wer den Platz im «Heiligen Werk» verliere, bekomme ihn nie mehr – von da an oft erklärte, nachdem er

schon soviel für diesen Platz geopfert habe, müsse man alles tun, um ihn zu behalten. Die Ehefrau Bettios sagt, manchmal habe der Übereifer, mit dem er noch viel mehr tun wolle, als die «Mutter» angedeutet hatte, sie schon ein wenig eigenartig berührt, aber Emil habe sich nicht mässigen lassen. Es stimme schon, dass er für diese «Auserwählten Gottes», die vielleicht schon bald die neue Menschheit führen würden, alles andere hintangestellt habe, seine Angehörigen und sein eigenes Leben. Immer wieder habe er erklärt, es gehe ihnen familiär und geschäftlich nur deshalb so gut, weil sie in Verbindung mit den «Heiligen Eltern» seien. Jede Massnahme im Geschäft habe er zuerst mit ihnen besprochen, und er habe stets wieder Angst gehabt, die mit der Zeit immer mehr auch auf sie übergegangen sei, dass er bei «Vater und Mutter» einmal in Ungnade fallen, sich dadurch den «Zorn Gottes» zuziehen und schliesslich in die Hölle kommen könnte. Er habe der «Heiligen Mutter» ohne Weiteres zugetraut, dass sie sich niemals irre und dass sie Wunder tun könne, habe erklärt, wo sie gewandelt sei, da geschehe nichts Böses mehr; sie allein werde im kommenden Atomkrieg sagen können, welches Wasser man trinken dürfe, das noch nicht von radioaktiven Strahlen verseucht sei usw. Bettio habe sich so gut wie nie getraut, ihr in etwas zu widersprechen; wenn sie ihn nur ein wenig streng angeschaut habe, so habe er die Augen niedergeschlagen wie ein Schulbub. Es zeigt sich also, dass die weitgehende Kritiklosigkeit und *fanatische Gläubigkeit* Bettios in Bezug auf M. K. hauptsächlich mit seiner infantilen Einstellung und der Übertragung einer unbefriedigten Mutterbindung auf sie zusammenhängt.

Der Schuldspruch und das Urteil

Der Prozess gegen die «Teufelsaustreiber von Ringwil», wie das Volk die Angeklagten bezeichnete, begann am 9. Januar 1969 in Zürich. «Die Angeklagten», lautete die Formulierung des Staatsanwaltes, «werden beschuldigt, in Tatgemeinschaft einen Menschen vorsätzlich lebensgefährlich verletzt zu haben, so dass dieser an den Folgen der Körperverletzung starb, was die Angeklagten hätten voraussehen können.»

Für alle Angeklagten, denen ein Schlusswort zusteht, bevor sich die Geschworenen zurückziehen, hatte Josef Stocker gesprochen: «Ich habe die Schlussfolgerung gezogen, dass das Verhalten gegenüber Bernadette Hasler herzlos und unbarmherzig war. Mein Betragen betrachte ich heute als Irrweg, den ich nie mehr begehen werde. Ich werde dafür sorgen, dass in meiner Umgebung nie mehr geprügelt wird. Ich bin bereit, meine Strafe als Sühne zu tragen bis an mein Lebensende.»

Die Mitangeklagten schlossen sich diesen Worten an.

Die Geschworenen zogen sich zur Beratung zurück.

Am 31. Januar gaben drei Berufsrichter und die neun Geschworenen nach achtstündiger Beratung den Schuldspruch bekannt: «Die Angeklagten sind schuldig nach Artikel 122, Ziffer 1 und 2, des Schweizerischen Strafgesetzbuches: Vorsätzliche Körperverletzung mit voraussehbarer Todesfolge.»

Umsonst hatten die Verteidiger die Voraussehbarkeit bestritten. Der Staatsanwalt Dr. Helmuth Löhner beantragte daraufhin für Magdalena Kohler vierzehn und für Josef Stocker fünfzehn Jahre Zuchthaus, für Emil Bettio sieben und für die drei Brüder Barmettler je sechs Jahre Zuchthaus.

Die Zuschauer auf der Tribüne murmelten Beifall. Vereinzelt waren Bravorufe zu hören. Der Vorsitzende blickte auf die

Papiere, die er vor sich auf dem Pult liegen hatte. Er wies die Tribüne nicht mehr zurecht. Mehr als einmal hatte er während der mehrwöchigen Dauer der Verhandlung mit der Räumung der Tribüne gedroht. Zum Beispiel, als einer der Geschworenen das Neue Testament zur Hand nahm, den Angeklagten Stocker fragte, wie er seine Handlungsweise mit der Lehre Jesu vereinbaren könne, klatschte die Tribüne Beifall. Es war absurd. Der Geschworene hatte darauf hingewiesen, wie Jesu Besessene geheilt habe. Keiner im Saal, nicht die Geschworenen, nicht der Staatsanwalt, begriffen, dass laut Bibel auch Jesu Dämonen ausgetrieben hatte, Teufel also... Der Vorsitzende hatte eingreifen müssen, weil weder Beifalls- noch Missfallenskundgebungen gestattet sind.

Am 4. Februar um 17 Uhr wurden die Urteile eröffnet.

Im Korridor eine grosse Zahl von Journalisten, uniformierten und nichtuniformierten Polizisten. Dann die Richter und die Verteidiger in feierlichem Schwarz, die Geschworenen in unauffälligen Strassenanzügen. Die Stimmung heiter-bedächtigt.

Es hätte nicht überrascht, wenn man gehört hätte, wie die Musiker eines Orchesters ihre Instrumente stimmten. Etwa zur Ouvertüre einer Mozart-Oper. Es war wie vor einer Uraufführung. Werden die Autoren des Urteils durchfallen oder werden sie Ovationen ernten?

«Unter zehn Jahre können die nicht gehen», sagte ein Gerichtsberichterstatler, «wenn sie dieses Haus ohne Polizeischutz verlassen wollen.»

Vor dem Haus unter den kahlen Kastanienbäumen hatte sich eine unübersehbare Menschenmenge angesammelt. Dazu Dutzende von Fotografen, dazu Fernsehequipen, sogar aus Paris waren sie gekommen, und wieder Dutzende von uniformierten Polizisten.

Es wurde sehr still im Saal, als die Angeklagten hereingeführt wurden, und noch stiller, als der Vorsitzende ohne sein Gesicht zu heben mit gleichmässiger Stimme und alles andere als feierlich sagte:

«Wir kommen zur Urteilseröffnung...»

Die Angeklagten standen auf, senkten die Köpfe, schlossen die Augen, falteten die Hände.

Die Urteile:

Je zehn Jahre Zuchthaus, fünfzehn Jahre Landesverweisung, fünf Jahre Einstellung in den bürgerlichen Ehren und Rechten für Magdalena Kohler und Josef Stocker.

Vier Jahre Gefängnis für Emil Bettio. Je drei Jahre und sechs Monate Gefängnis für die drei Brüder Barmettler.

Der Vorsitzende und die Berufsrichter erhoben sich. Der unsichtbare Vorhang senkte sich. Die Tribüne leerte sich.

Die Verurteilten wurden durch Polizisten in Zivil hinausgeführt. Die Hauptschuldigen verliessen das Gerichtsgebäude durch eine Hintertüre, es wäre zu gefährlich gewesen, sie dem drohenden Publikum zu zeigen. Die vier Mitverurteilten wurden durch das Hauptportal geführt. Die Scheinwerfer tauchten die Szene in gleissendes Licht. Die Blitzlichter der Fotoreporter zuckten durch die hereinbrechende Nacht. Das feindselige Gejohle der wartenden Menge erinnerte an Fussballänderspiele, bei denen der Schiedsrichter nach Meinung des Publikums zu Unrecht einen Penalty diktiert.

Dass sich Tausende und Abertausende über die entsetzliche Tat von Ringwil empört haben, mag andeuten, dass wir Ungerechtigkeiten nicht einfach hinnehmen, dass unsere Gefühle noch einigermaßen intakt sind auch nach all dem, was uns in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts angetan worden ist: Auschwitz, Algerien, CSSR, Vietnam und so weiter. Dennoch muss an Pestalozzis Worte erinnert werden, die in seinem Werk «Gesetzgebung und Kindermord» zu finden sind:

«Der Grad der Wut ist mehrmals der richtige Massstab der allgemeinen Unsittlichkeit des Herzens.»

Bewusst hatte Pestalozzi von der Unsittlichkeit und nicht von der Sittlichkeit der empörten Massen gesprochen. Denn was hatten die Massen, die immer an Urteilsvollstreckungen als Zuschauer teilgenommen haben, an Hexenverbrennungen zum Beispiel, immer gefordert, und was fordern die Massen, die

heutzutage grossen Mordprozessen als Zuschauer beiwohnen? Sie haben gefordert und sie fordern noch immer: Dass dem Täter das widerfahre, was dem Opfer widerfahren war. Also Auge um Auge, Zahn um Zahn. Der Unterschied zwischen dem Staatsanwalt, der anklagt, dem Richter, der verurteilt, dem Zuschauer, der dem Urteil zustimmt einerseits, und dem angeklagten Täter andererseits, dieser Unterschied besteht im Wesentlichen nur darin, dass der Täter in «eigener Verantwortung» handelt, jene aber, die ihn nachher verurteilen, dies «im Namen des Volkes» oder auch nur «im Namen der Gerechtigkeit» tun. Wenn also das Zuschauervolk den Tod der Angeklagten gefordert hat mit der Begründung, es habe der Satan Besitz ergriffen von den Angeklagten, dann verhalten sie sich haargenau so, wie sich eben die Angeklagten gegenüber dem Opfer, also gegenüber Bernadette verhalten haben.

Was der Staatsanwalt zuweilen während des Prozesses von sich gab, war nicht minder fürchterlich und erschütternd, als was die Angeklagte Magdalena Kohler während eines halben Lebens von Zeit zu Zeit von sich gegeben hatte. Auch der Staatsanwalt vertrat schliesslich Magdalena Kohlers Prinzip: Hätte man sie, die Kohler – sagte er – als Kind so richtig zusammengeschlagen, wäre es nie so weit mit ihr gekommen! Ja, um Himmelswillen! muss man da schreien, was soll das? Nun fordert dieser Staatsanwalt vierzehn Jahre Zuchthaus für etwas, was er selber mehr als einmal für richtig hält, nämlich dass ein Mensch den anderen Menschen so richtig zusammenschlage. Gewiss, auch er meint es gut. Aber ebenso gewiss wurde während der Verhandlung, dass auch die Angeklagten es gut gemeint hatten mit dem Mädchen Bernadette. Sie hatten sie ja wirklich nur vom Teufel befreien wollen.

Und die Zuschauer, die eine harte, und wie man so sagt, eine exemplarische Strafe für die Angeklagten forderten, meinten die es auch nur gut? Sie erwarten zumindest das Heil für diese Welt, indem sie den Angeklagten das antun wollen, was diese wiederum einem der Ihren angetan haben. Und schliesslich, das muss man festhalten, wurde aber während allen Verhandlungstagen nie erwähnt: Die Angeklagten befanden sich überhaupt

nicht ausserhalb unserer Gesellschaft. Sie haben sich grundsätzlich so verhalten, wie man sich in unserer Gesellschaft zu verhalten hat. Und sie haben sich vor allem durchaus ans Christentum gehalten. «Die ideologische Basis der triebfeindlichen christlichen Sexualmoral, die grösstes Unheil hervorgebracht hat und noch hervorbringt, hegt im Neuen Testament», schreibt der deutsche Theologe Joachim Kahl («Das Elend des Christentums oder Plädoyer für eine Humanität ohne Gott», aktuell rororo Nr. 1093). «Nach den Evangelien lehrte Jesus: „Denn wenn sie von den Toten auferstehen, heiraten sie nicht und werden nicht verheiratet, sondern sind wie Engel in den Himmeln“ (Mark. 12, 25). Sexualität gehört zur alten sündhaften Welt, die jetzt vergeht. Sie wird überwunden und bleibt zurück. Im Bereich der ungehinderten Gottesherrschaft, wo menschliches Leben sich erfüllt, haben geschlechtliche Freuden keinen Ort, weshalb sich bereits jetzt einige um des Himmereiches willen selber verschneiden (Matth. 19,12).»

Und so weiter. Es ändert nichts an der Feststellung, die christliche Moral sei eine lebensfeindliche Moral, nur weil einige Priester sich vor Gericht gegenteilig geäussert haben. Genau genommen haben Magdalena Kohler und Josef Stocker ein *vorbildlich christliches Leben* geführt. Aber man hat in der Verhandlung gegen die beiden nicht Lebensfragen behandelt – ausgenommen natürlich das psychiatrische Gutachten Professor Binders –, man hat, strenggenommen, nur das wiederholt, was die Angeklagten auch getan haben. Und so sind wir durch diesen Prozess keinen Schritt weitergekommen. Die Prügelstrafe wurde genauso sanktioniert, wie ein freies Sexualleben diffamiert. Der Teufel, das ist das Fazit dieses Prozesses, der Teufel ist nach wie vor unter uns. Das hat selbst der theologische Gutachter, Professor Nigg, bestätigt: Der Teufel sei eine geistige Grösse. Und er hat nicht bedacht, dass geistige Grössen immer auch ihre konkreten Entsprechungen haben. Gibt es einen Teufel im Geist, so gibt es auch einen Teufel im Handeln. Die Existenz des Teufels wurde bestätigt. Der Teufel war unter ihnen. Auch unter jenen, die vor dem Gerichtsgebäude ihre Fäuste erhoben haben gegen die Verurteilten.

Heute, da wir diesen Report dem Druck übergeben, die letzten Seiten noch einmal lesen, allerletzte Zeilen noch beifügen, heute wassern die amerikanischen Astronauten von ihrem Apollo-10-Flug. Bis rund fünfzehn Kilometer sind sie an den Mond herangekommen! Und vielleicht noch bevor dieser Report im Buchhandel zu haben ist, werden andere Astronauten mit der Apollo 11 auf dem Mond gelandet sein (Hm...hm) Überhaupt ist der Katalog menschlicher Errungenschaften der vergangenen fünfzig Jahre erregend und faszinierend, beruhigend auch und ermutigend. Wir haben geniale Wissenschaftler und Techniker unter uns. Umso mehr erschreckt uns die Tatsache, dass wir Menschen so fast gar nichts hinzugelehrt haben, was unser Zusammenleben angeht. Vor rund hundertundachtzig Jahren hat Heinrich Pestalozzi neue Wege in der Erziehung aufgezeigt. Der russische Zar hat sich damals von Pestalozzi unterweisen lassen. Pestalozzi-Schüler haben damals in Russland Schulen eingerichtet. In fast allen Städten dieser Welt gab es nach Pestalozzis Tod Strassen, die seinen Namen trugen und heute noch tragen. Aber was ist von seinem Geist noch wirksam? Erschütternd wenig.

Und dieser Report ist nicht zuletzt geschrieben worden, um darzulegen, wo die Wurzeln soviel menschlichen Leidens zu suchen sind: Immer am Anfang des menschlichen Lebens. Wir haben erfahren, was für Kindheitserlebnisse jene geprägt haben, die jetzt in den Gefängnissen sitzen. Wir haben erfahren, was für einen schrecklichen Tod die wirklich unschuldige Bernadette Hasler erleiden musste, weil ihre «Erzieher» statt erzogen dressiert worden sind. Hundertundachtzig Jahre nach Pestalozzi stehen wir noch immer erschüttert menschlichen Handlungsweisen gegenüber, die schon Pestalozzi erschüttert hatten, menschlichen Handlungsweisen, die Pestalozzi zu dem überragenden Erzieher und Humanisten gemacht haben, als den wir ihn bewundern. Aber wir sollten ihn nicht nur bewundern, wir sollten wirklich seine Schüler werden.